



Jeden Sonntag erscheint
eine Nummer.

Vierunddreißigster Jahrgang.

N^o 44.

Stuttgart, Leipzig und Wien.

Preis einer Nummer
15 Pfennig.

Die Mine von St. Gurlott.

Roman nach dem Englischen

von

H. Hanna.

Einunddreißigstes Kapitel.

Um sieben Uhr abends kamen die beiden in London an, Johnson mit sich selbst nicht wenig zufrieden, daß er seinen Auftrag so prompt und mit Vermeidung jeder Auffälligkeit durchgeführt; daß die scharfen Augen John Rubbs ihn doch entdeckt hatten, vermutete er keineswegs. Am Ausgang des Bahnhofes nahm er einen Mietwagen, den sie bestiegen und nach der dem Kutscher angegebenen Adresse fuhren. Im Wagen wandte sich Johnson zu Annie.

„Meine Liebe,“ sagte er, „es wird das Richtige sein, wenn ich Sie jetzt genau mit der Sachlage bekannt mache. Der junge Herr kann nämlich unmöglich vor einer Woche nachkommen, bis dahin hat er mich beauftragt, um Sie zu bleiben und für Ihre Bedürfnisse Sorge zu tragen. Ich habe bereits einige Zimmer gemietet und zwar für Mr. und Miss Johnson. Sie gelten also dort für meine Schwester. Sie verstehen mich doch?“

Annie nickte. Sie verstand es wohl, obgleich ihr die Sache in immer eigentümlicherem Lichte erschien, es war alles so seltsam, so rätselhaft, so ganz anders, als ihre Unersahrenheit es sich ausgedacht. Noch mehr in Unruhe wurde sie versetzt durch die auffallende Art und Weise, wie sich Johnson gegen sie betrug. Er hatte, wie er gesagt, in einem Hotel drei Zimmer bestellt, deren mittleres, einen kleinen Salon, sie tagüber gemeinschaftlich benützten; dem Anschein nach war sie frei, zu kommen und zu gehen wie sie wollte, sie merkte jedoch bald, daß Johnson jeden ihrer Schritte überwachte, und als sie wiederholt den Versuch machte, nach Hause zu schreiben, erklärte er ihr ruhig, aber bestimmt, daß sie dies vorderhand zu unterlassen hätte.

„Ich bitte Sie,“ sagte er, „glauben Sie nicht, daß mir mein Amt Vergnügen macht oder überhaupt nach meinem Geschmack ist. Ich habe im Leben schon manches mitgemacht, aber mit einem Mädchen davonzulaufen und sie wie einen gefangenen Vogel in einem Käfig festzuhalten, ist dennoch meine Sache nicht. Ich gab George Redruth mein Wort, über Sie zu wachen bis er selbst kommt, und wie Sie sehen, thue ich mein Bestes, es auch zu halten, ich darf Sie jedoch versichern, daß ich herzlich froh bin, wenn die sechs Tage herum sind.“

Genau nach Verfluß dieses Termins erhielt Johnson ein Telegramm, welches ihm anzeigte, daß George Redruth am Nachmittag des gleichen Tages in London eintreffen werde. Zitternd vor freudiger Erregung, folgte Annie ihrem weiblichen Instinkt und beeilte sich, sich so hübsch als möglich zu machen. Sie zog das gute graue Kleid an, das sie von Haus mitgenommen, und steckte einige Blumen an ihre Brust, so daß, als wenige Stunden später George Redruth ankam, er sie wieder und wieder umarmte, sie versichernd, daß sie ihm noch nie so reizend vorgekommen.

„Und nun wirst Du mich nie mehr verlassen,“ sagte Annie, als sie schluchzend an seinem Halte hing. „Du wirst immer bei mir bleiben?“

„Immer, mein süßer Liebling.“

„Und wir werden nun auch getraut werden, ohne Aufschub, nicht wahr?“

„Heute noch. Obgleich ich nicht bei Dir sein konnte, hab' ich Dich doch nicht vergessen, Schatz. Ich habe alles Nötige besorgt, habe auch ein Häuschen für uns gemietet. Gleich nach dem Sechshundriner werden wir zur Trauung gehen. Es wird eine stille Hochzeitsfeier sein und für Dich,



Aus Kanada. Der See Memphremagog vom Gulentopf gesehen. (S. 519.)

fürchte ich, eine Dir nicht ganz zusagende, Du kennst jedoch meine Gründe. Nicht in der Kirche wird sie stattfinden, nicht umgeben sein von all dem Glanz und der Pracht, wie es der zukünftigen Herrin von Redruth-House eigentlich von Rechts wegen zukäme, aber ich denke, darnach fragt mein einfach Mädchen nicht und läßt sich mit der Ziviltrauung genügen; es ist das zweite Opfer, das meine Liebe von der Deinen zu verlangen gezwungen ist."

So sehr es gegen Annes Gefühl ging, das bindende Ja nicht vor dem Altar austauschen zu können, so fügte sie sich doch willig in alles, die Hauptsache war, daß die Trauung so schnell wie möglich stattfand, daß ihre Liebe keine Sünde war — mehr durfte und konnte sie ja nicht verlangen. So weinte sie denn ein wenig, an seine Brust geschmiegt, diesmal aber war es nicht vor Kummer, sondern vor seliger, bräutlicher Freude.

Jetzt, da George da war, schien alles anders geworden zu sein. Ein gewähltes kleines Diner wurde bestellt und in dem Mittelszimmer serviert, die kleine Gesellschaft von drei Personen setzte sich zu demselben nieder und Sir Redruth machte den liebenswürdigsten Gastgeber. Nach demselben empfahl sich Johnson und ließ die Liebenden allein. Zum Erzählen und Kosen war jedoch keine Zeit jetzt, George sagte Annie, daß sie ihren Hut und Mantel anziehen solle; als sie dies gethan, eilten sie die Treppe hinunter, nahmen einen Mietwagen und fuhren hinweg.

Wie eigen kam Annie alles vor — so durch die belebten Straßen Londons zu fahren, den zukünftigen Gatten an ihrer Seite, zur Trauung zu gehen in dem alten Hut und Mantel, den sie so oft in St. Gurlott für ganz gewöhnlich getragen. Wenn sie in späteren Tagen daran zurückdachte, so erblickte sie schon darin den vorausgeworfenen Schatten all der Erniedrigung, des Elends, der Schande, die jener Schritt im Gefolge hatte. Zur Zeit aber sah sie nichts von alledem, sie wußte und dachte nur das eine, daß sie neben dem Manne saß, den sie über alles liebte und der ihre Liebe in gleichem Maße erwiderte.

Vor einem kleinen, unförmigen aussehenden Rechtsbureau eines entlegenen Stadtteils Londons hielt endlich der Wagen, das Brautpaar stieg aus und trat in die Office. Die Trauung fand in Gegenwart zweier Zeugen statt, und als Annie kurze Zeit darauf wieder im Wagen saß, hatte sie am dritten Finger ihrer linken Hand einen breiten, blühenden Goldreif und war fest überzeugt, nunmehr die rechtmäßige Gattin George Redruths zu sein.

Die Wohnung, welche er gemietet hatte und in welche er sie gleich nach der Trauung einführte, war in einer der fashionablesten Vorstädte Londons gelegen. Es war ein elegantes kleines Häuschen, das Zimmer in einem Stille möbliert und ausgestattet, der Annie förmlich verblüffte. In der ersten Zeit ihres Beisammenseins liebte er sie sicherlich so aufrichtig, als er überhaupt zu lieben im Stande war. Er war immer um sie, tagsüber fuhren sie miteinander aus, abends gingen sie ins Theater oder Konzert, Annie in hoch eleganter Toilette wie irgend eine große Lady. Lang ging es aber nicht so, nach und nach fing Redruth an sie allein zu lassen, erst nur auf kurze Zeit, dann für immer längere Dauer; sein Benehmen, anfänglich so zart und aufmerksam, wurde immer weniger rücksichtsvoll, immer kälter. Erst meinte Annie, das Herz müßte ihr brechen, wenn sie so stunden- und tagelang allein in ihrer Wohnung saß und um den abwesenden Gatten weinte, dann suchte sie sich wieder zu überreden, daß es das allgemeine Los der Frauen sei, ähnliche Erfahrungen zu machen — der Mann, einmal verheiratet, sei eben kein Liebhaber mehr, sie werde sich fügen müssen wie so manch andere, und was alles die Trostgründe waren, die ihr liebendes, entschuldigendes Herz errann. Es gab jedoch auch wieder Stunden, in denen sie keinen Trost fand, wo aller Mut und alle Kraft sie verließ, wo sie bitterlich weinend die Hände in den Schoß legte und an ihr Herz die Neue pochte, strenge und unabwieslich. In solcher Gemüthsverfassung fand sie eines Abends George Redruth, als er nach einer Abwesenheit von mehreren Tagen zurückkehrte. In fröhlicher Laune aus seinem Klub kommend, trat er ein, schloß sie in seine Arme und küßte sie. Dann sah er ihr in die Augen.

"Na, Annie, was ist denn mit Dir? Du hast ja geweint?"

"Nur ein wenig, George, ich fühle mich so verlassen, wenn Du nicht da bist. Es ist so traurig und einsam, wenn Du fort bist, und Du bist jetzt so oft fort."

"Es ist nicht meine Schuld, kleiner Kindskopf, wenn ich nicht da bin. Wichtige Geschäftsangelegenheiten, von denen Du ja doch nichts verstehst, nehmen all meine Zeit in Anspruch. Es sind verwinkelte Geschichten, die von höchster Wichtigkeit für mich sind und meine finanzielle Lage betreffen, die momentan durch gewisse Umstände gefährdet ist. Doch sei ruhig, das wird schon anders werden; wenn die Sache geregelt ist — und ich hoffe, sie wird es bald sein — dann kehren wir nach Hause zurück, um uns nie mehr zu trennen. — Jetzt aber trockne Deine schönen Augen und sieh, was ich Dir mitgebracht habe."

Er zog ein kleines Etui hervor, öffnete es und zeigte ihr ein goldenes Armband.

"Ist es nicht hübsch?" fragte er.

"Ach ja, wunderschön — aber —"

"Was aber?"

"Ich weiß etwas, das mir lieber wäre als alle Armbänder der Welt."

"Und was wäre das?"

"Die Heimat, Vater und Mutter wieder zu sehen. O George, warum soll ich ihnen denn nicht schreiben, nicht sagen dürfen, daß ich Dein Weib bin?"

"Du bist ein thörichtes Ding und weißt nicht, was Du sprichst. Vor kurzem, als Du hierher kamst, da sagtest Du mir, wenn Du an sie schreiben und sie wissen lassen könntest, daß Du gesund seiest und es Dir an nichts fehle, so seiest Du damit zufrieden. Ich erlaubte Dir, in diesem Sinne zu schreiben, und nun bist Du doch nicht zufrieden und fängst wieder an zu klagen. Wie oft soll ich Dir noch wiederholen, daß ich gewichtige Gründe habe, unsere Verbindung vorerhand noch geheim zu halten?"

"Ja, Du sagtest mir das schon öfters, aber es kommt mir so unbegreiflich vor."

"Annie, kannst Du Dich nicht noch für eine Weile gedulden? Wenn Du mich so liebst, wie Du immer sagst, so würdest Du mir auch vertrauen und blindlings gehorchen."

"Ich vertraue Dir," antwortete sie, "von ganzem Herzen und mit ganzer Seele. Deinetwillen habe ich ja alles hinter mir gelassen — Heimat, Eltern und Freunde, aber Du hast mir feierlichst versprochen, mich dem allem bald wieder zuzuführen. Ich habe geduldig gewartet, aber so, hier in London, allein mein Dasein zu verbringen, immer denken zu müssen, daß sie Schlimmes von mir glauben, daß sie um mich trauern — sieh, das kann ich nicht länger tragen, das bricht mir das Herz!"

"Sie wissen, daß Du lebst und daß es Dir gut geht, das ist genug."

"D, wenn Du wüßtest, wie lieb sie mich haben. Seit meiner Kindheit war ich nie von Haus weg bis zu dem Tage, wo Du mich mit Dir fortnahmst, und wie schön war es daheim, wie traurig ist es in London. Wie oft, wenn Du fort bist, sitze ich da am Fenster und starre in das fremde Gewühl der großen Stadt und fühle mich so einsam, so verlassen — o, so gottverlassen!"

"Liebes Kind, das sind sentimentale Gedanken, die Dir mit der Zeit schon vergehen werden. London mit all seinem lärmenden, fröhlichen Treiben ist doch sicherlich ein angenehmer Aufenthalt als der traurige Ort, wo Du aufgewachsen wie eine Blume in der Wüste. Sieh, ich habe ja keinen andern Wunsch, als Dich glücklich zu machen, ich liebe Dich aufrichtig und wahr, aber es liegt mir auch manches auf dem Herzen, von dem ich jetzt noch nicht frei heraus mit Dir sprechen kann. Also versuch's, Dich noch etwas zu gedulden, willst Du?"

"Ja," erwiderte sie, "ich will's versuchen."

So endete diese Unterredung und für eine Zeit lang gingen die Dinge den bisherigen Gang. Redruths Abwesenheiten wurden immer häufiger und länger, Annie aber ertrug dieselben ohne ein Wort der Klage, sie hatte versprochen, den Versuch zu machen, sich zu gedulden, und sie geduldete sich um ihrer Liebe willen. Sie tabelte ihn nicht einmal, hatte er doch gethan, was er thun konnte. Er hatte sie zu seinem Weibe gemacht, hatte ihr ein Heim gegeben, viel luxuriöser, als sie es je gewünscht, hatte ihr selbst erlaubt, an die Ihrigen zu schreiben und zu melden, daß sie glücklich sei — mehr hatte er nicht thun können.

Aber auch dieser Zustand sollte nicht von Dauer sein. Redruth kam eines Tages zu ihr, ihr zu sagen, daß das Häuschen, welches sie bewohnten, ihm zu teuer geworden, daß er einige Zimmer für sie gemietet und daß sie Ende der Woche umziehen würden. Annie war sofort bereit, seinen Wünschen nachzukommen. Sie hatte sich nie recht in diese prächtigen Räume eingelebt, ohne den Gatten waren sie ihr trotz all ihres Comforts doch stets ein trauriger Aufenthalt gewesen. So zog Annie denn in jene Wohnung, in welche sie später mich eingeführt hatte.

Viel Erwähnenswerthes ereignete sich nun nicht mehr, fuhr sie in ihrer Erzählung fort, "bis zu jenem Tag, wo ich Dich traf, Hugh. O, dieser Tag, ich werde ihn nie vergessen! Nachdem jene Männer Dich fortgeführt, verblieb ich im Zimmer, starr vor Entsetzen, vollständig außer Stand, mir irgendwie eine Vorstellung darüber machen zu können, was wohl passiert sein möchte. Und dann erinnerte ich mich an alles wieder, was eben noch geschehen. Ich sah ihn wieder, Deinen vorwurfsvollen Blick, hörte sie wieder, die schwer auf mir lastenden Worte, die Du mir zuriefst, bevor Du gingst, und die mir seitdem im Ohre klangen Tag und Nacht:

"Mögest Du einst," sagtest Du, "für Dein Thun ebenso gut Rechenschaft ablegen können, wie ich für das meine. Von Dir ist das Unheil ausgegangen. Wenn wirklich ein Mord begangen wurde, so fällt auch ein Teil der Schuld auf Dich — denke daran!" So lauteten Deine Worte, Hugh; Du siehst, ich habe nicht eines derselben vergessen und werde sie bis zu meinem Tode nicht vergessen. O, wäre ich damals gestorben! Doch es ist nur gerecht, daß ich fortleben muß, es ist ein Teil meiner Strafe, es mit ansehen zu müssen, wie diejenigen, die mir auf Erden die Liebsten sind, sich abhärten und abkühlen Tag für Tag, Nacht um Nacht, des Unrechts wegen, das ich ihnen angethan!

"Wie gesagt, ich war wie betäubt," fuhr sie fort, "dann plötzlich erholte ich mich wieder und stürzte nach der Thüre in der unbestimmten Absicht, Dich zu retten und zurückzuführen, als über die Schwelle derselben mein Gatte trat. Ob er von der Sache wußte oder nicht, weiß ich nicht zu sagen. Ich umfaßte ihn in leidenschaftlicher Erregung und erzählte ihm alles. Wie ich meinen Bericht beendet, sah er

mich mit so eisiger Ruhe, mit so kaltem Blicke an, daß mir das Blut in den Adern stockte.

"Es ist ein bitterböser Handel," sagte er, "ich sehe jedoch nicht ein, was ich dabei thun kann."

"Dann will ich es Dir sagen," erwiderte ich. "Du kannst mich nach St. Gurlott zurückführen und mir beistehen, meines Vaters Unschuld an den Tag zu bringen — denn unschuldig ist er, das weiß Gott!"

"Dich nach St. Gurlott zurückzuführen?" sagte er. "In welcher Eigenschaft? Als Annie Pendragon oder als mein Weib?"

"Als Dein Weib," antwortete ich.

"O Hugh, nie werde ich den Ausdruck vergessen, der jetzt in seinem Auge lag. Er lächelte, als er erwiderte:

"Das kann ich nicht, denn mein Weib bist Du nicht."

"Nicht Dein Weib?" wiederholte ich, kaum meinen Ohren traugend; doch einmal begonnen, schien es ihm ein Leichtes fortzuführen.

"Nein," gab er zur Antwort. "Du bist es nicht. Wenn Du nicht ein blindes kleines Narrchen gewesen wärest, so wäre Dir das schon längst klar geworden."

"Aber wir wurden ja doch getraut!" beharrte ich.

"Ja, wir haben allerdings so was Aehnliches über uns ergeben lassen," erwiderte er, "da ich mir ein langes Gesicht und vorwurfsvolle Blicke ersparen wollte. Dich stellte die Zeremonie zufrieden und weiter hatte sie keinen Zweck. Der Notar war einer jener Leute, die für Geld zu allem zu haben sind; wärest Du nicht in dem kleinen Neste aufgewachsen, so hättest Du wissen müssen, daß Trauungen überhaupt nicht abends, sondern stets nach zwölf Uhr stattfinden."

"Wieder schaute ich ihn an wie versteinert, dann, zum Bewußtsein gelangend, was nach dieser Enthüllung aus mir geworden, fiel ich voll unendlichen Wehs zu seinen Füßen."

"George!" schrie ich auf, "sag mir, daß Du nicht im Ernst sprichst, sag mir, daß es nicht wahr sei!" — Allein seine Liebe für mich schien erstorben zu sein, ohne mich anzusehen, wandte er sich von mir ab.

"Sprich nicht so!" fluchte ich, mich hilflos an ihn anklammernd. "Sag, daß ich Dein Weib sei; es ist der einzige Trost, der mir geblieben all die letzte Zeit, die ich fern vom Elternhause durchlebe. Nimm mir den nicht. Um Gottes willen habe Mitleid! Es ist ja nicht möglich, daß Du so niederträchtig an mir handeln konntest, an mir, die ich Dich so unendlich geliebt, Dir so kindlich vertraut habe — nicht möglich, daß Du meine Ehre so in den Staub treten, mein Herz so für immer brechen magst. Ich glaube es nicht, nein, nein — Du bist mein Gatte doch!"

"Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen und weinte. Nach einer Weile trat er zu mir und hob mich auf."

"Annie," sagte er, "mein armes kleines Mädchen, gib Dich zufrieden! Ich mußte Dir einmal die Wahrheit bekennen: Du bist nicht mein Weib, Du kannst es nie sein, der Standesunterschied ist zu groß — eine solche Heirat würde mich gesellschaftlich unmöglich machen. Ich habe Dich grausam getäuscht, aber mein Herz gehört heute noch Dein und wird Dir immer angehören. Laß uns mitsammen England verlassen. Fern von hier in einem freieren, schöneren Lande, wo diese engherzigen Anschauungen keine Geltung haben, wollen wir glücklich und in Frieden miteinander wohnen." Bei diesen Worten wollte er mich umarmen.

"In höchster Erregung riß ich mich los von ihm."

"Berühre mich nicht!" schrie ich. "Nicht ein Wort mehr von Liebe!"

"Um was jammertest Du so?" fragte er. "Um eine Idee. Bleibt Liebe nicht immer Liebe, trotz sie nicht aller Welt?"

"Liebe ist keine Liebe, wenn sie nicht geheiligt ist. Du hast sie entheiligt. Du hast mein Herz gebrochen, meinen Frieden für immer zerstört."

"Du sprichst unvernünftig," entgegnete er. "Ich sage Dir ja, daß ich süßnen will, was ich an Dir verbrochen. Was ich habe, soll Dein sein, ich will es mit Freuden Deinem Glücke opfern. — Kannst Du mir nicht vergeben?"

"Dir vergeben?" erwiderte ich. "Ja, Gott helfe mir — ich vergebe Dir! — Lebe wohl!"

"Du willst fort — wohin?"

"Zurück nach Hause!"

"Bevor ich mehr sagen konnte, änderte sich der Ausdruck seines Gesichtes."

"Ah, ich sehe," sagte er, "Du willst mich verderben, Du willst die Geschichte im ganzen Dorfe herum erzählen. Du willst nicht allein beschimpft sein, ich soll es mit werden. Aber ich bin kein solcher Thor, Dich ziehen zu lassen, Du wirst hier bleiben, so lange ich es für gut finde!"

"Ich wußte damals nichts von allem, was sich seit meiner Flucht in St. Gurlott ereignet, wußte nicht, daß er fürchten mußte, vor Miß Graham bloßgestellt zu werden. Er hielt mich nun einige Tage in förmlicher Gefangenschaft, bis es mir endlich gelang, meinem Kerker zu entfliehen. — Was nachher geschah, weißt Du, Hugh. Ich kam nach Falmouth, wo Du mich fandest, dem Hungertode nahe; hättest Du mich nicht entdeckt, ich wäre elend gestorben — ein verlorenes Kind auf dem Wege nach der Heimat."

(Fortsetzung folgt.)

Der See Memphremagog in Kanada.

(Bild S. 517.)

Einen „Saphir, dem Schmuckkästchen einer See entfallen“, nennt Fröschette, der bekannte französische Reisende, den wundervollsten aller Bergseen Kanadas, den Memphremagog. Unsere Abbildung läßt uns von der Spitze des 2700 Fuß über den Wasserpiegel aufsteigenden „Eulenkopf“ einen weiten, herrlichen Blick hinaus- thun über die schimmernde, dampferdurchfurchte Fläche des Sees, über die Häupter des Orford und Elephantis bis hin zu den grünen Bergen Vermonts und den weißen Gipfeln von New-Hampshire. Tief unten — eine reizende Idylle — liegt „des Seefürst's Schlößchen“, das Tasculum weiland Sir Hugh Allens, des tapfern englischen Führers.

Tausende von Touristen wandern jährlich von dem nur drei Bahnstunden entfernten Montreal nach diesem waldumhegten Kleinode, dem Saphir Kanadiens.

Sol über.

(Bild S. 520.)

Den ganzen Tag haben sie schwer gearbeitet im Feld. Es ist Feierabend geworden, der Dunst beginnt zu steigen — was jetzt noch nicht zusammengebracht worden, würde nur feucht in die Hosen kommen. Im Vorgefühl der kommenden Ruhe behaglich auf- atmend, haben sie die Recken und Heugabeln, das Gäh- und Trinf- geschirr zusammengefaßt und sind zum Fluß hinabgegangen, um zum heimathlichen Hof auf dem Werder (Insel) sich hinüberzusetzen zu lassen. Hanne, die dralle Magd, hat zu Hause noch zu thun und möchte nicht lange warten; sie setzt, als sie drüben noch niemand sich anschauen sieht, die Fährre zu lösen, die Hände an den Mund und ruft mit heller Stimme: „Ahoi, hal awer!“ Die beiden Knechte lassen den Augenblick nicht vorübergehen, noch einmal ihre weit auseinandergehenden Meinungen über die Wetter- und Ernte- ausichten einander zu Gemüte zu führen; die beiden Kinder haben sich ins Gras geworfen, das Mädchen, einen Strauß aus Wiesen- kreffe, Rudolfsblumen und Hahnenkamm sich plückernd für die Mutter daheim, der Knabe läßt zulehnd und wie gewöhnlich mit der Schmeißer jankend über die Wähe, die sie sich gibt, das alte dumme Zeug da zusammenzulassen, statt mit ihm sich zu balgen. Die Mädchen summen, die Fische springen, im Uferschiff lockt leise ein Wasserhuhn. Nach einer Stunde wird die Nacht gekommen sein und nur noch der Mond am Himmel wachen.

2. Th.

Die Ueberraschung.

(Bild S. 521.)

Ueber dem fesselnden Bilde Tusquets blaut italienischer Himmel in voller Mittagsglut; es verlegt uns zurück in die Zeit der so- genannten Renaissance, die Zeit feudaler Herrlichkeit, feudalen Sinnes. Starr und trostlos regt die massige, zinnengekuppelte Burg hinaus in die weite, flugdurchströmte Ebene, wohl versehen mit Mauern und Türmen zu Schutz und Trutz. Aber diese Mauern bergen den Frieden glücklicher Häuslichkeit nicht, sie bergen ein junges Weib, das der stolze Principe sich erträgt, sich erkauft hat mit seinem alten Wappen und keinem blinkenden Golde. Und sie hatte endlich ja gesagt, die blühende Contessina, ja gesagt, trotzdem ihr Herz nein geschrien, ja gesagt der Eltern wegen, deren einziger Reichtum die jugendfrische Chiara und die Burg ihrer Ahnen ge- wesen. Aber sie konnte sie nicht erlösen, die Liebe in ihrem Herzen, konnte ihn nicht vergessen, der mit seinen süßen Minneliedern sich in ihr junges Herz gelungen, lang ehe der Principe um sie ge- worden, Angelo, den schönen Sänger, dem sie Treue geschworen und dem sie die Treue gebrochen. Sie vermochte es nicht; sie hatte ja gekämpft, sie hatte größer kein wollen als ihr Elend, aber sie brach unter ihm zusammen.

Und dann, hatte sie nicht mit eigenen Augen gesehen wie sie's alle trieben an den üppigen Höfen Italiens, wo sie mit dem alten Principe gewesen, der kein blühendes Gemahl von Palast zu Palast, von Fest zu Fest geführt, auf daß sie ihn beneideten um seine tau- frische Rose. Da regte sich auch in ihr das Verlangen, sie war ja auch nur ein Kind ihrer Zeit, wo der Leichtsinns herrschte in Schlössern wie in Bauernhöfen. Wohl wußte sie, daß es Sünde sei, aber die Sünde wurde damals nicht schwer genommen — man scherte sie weg, es lag in der dufthweren Luft, im feurigen Liede der Sänger, im Beispiel der anderen. Es galt nur Mut zu haben und sie fand diesen Mut — den Mut der Sünde. Sie that ihm kund, daß sie zu fliehen beschloß, daß sie willens sei, alles zurückzulassen, die stolze Pracht und den stolzen Namen, um heimzukehren.

Schwell und drückend lag der Mittag über der Burg und als der Principe im Schlafe lag, schlich sie hinaus zum kleinen Ge- pürschchen des Kastells, zu ihm zu eilen, der mit seinen Pferden ihrer harrie. Aber der alte Mann hatte sein Kleinod nicht un- bewacht gelassen, er, der selbst so oft die Schleichwege des Abenteurers gegangen, er wußte der Sünde zu begegnen, und als Chiara die letzte Stufe hinunterschritt, fühlte sie sich zurückgehalten von starkem Arme, gepackt von roher Gewalt — war sie verloren.

Mit fesselnder Lebenswahrheit hat der Maler es verstanden, diese Situation im Bilde wiederzugeben, es dem Beschauer über- lassend, den dramatischen Vorgang nach seinem eigenen Empfinden abzuschließen.

Albumvers.

Erinn'ung, holde Trösterin, willkommen
Uns allen, die wir mächtig abwärts gehn!
Du lässest was uns Zeit und Welt genommen,
In schönen Bildern wieder auferstehn.
Ja, gleich dem Echo nimmst du aus dem Klange
Den weichsten Ton zu lieblichem Gesange,
Und folgst dem schwülen Tag in keiner Rot
Als süße Dämmerluft im Abendrot.

Die Freiherren von Bornhorst.

Novelle

von

Alfred Stelzner.

(Schluß.)

In Gabriele's Haar schimmerte es, wie wenn Tau- tropfen im Schein der Lichter erglänzten.

Ein niederschmetternder Argwohn packte mit einemmale Ulmars Herz. Er erinnerte sich plötzlich auch, daß Leonard ihm von Abschiednehmen gesprochen hatte.

„Leonard war hier, Gabriele?“ fragte er leise, seine Aufregung kaum bezwingend, in einem Tone, der nur eine Bejahung zuließ.

„Er war hier, — Ulmar!“ scholl es ebenso leise zurück. „Kurz bevor Du kamst!“

Es wurde Gabriele unendlich schwer, Ulmars Namen auszusprechen. Sie wußte aber, daß er's gern hatte, und wollte alles vermeiden, ihm zurückhaltender als sonst ent- gegenzukommen.

„Komm' mir's denken, Gabriele, denn Dein Haar ist feucht von Thränen.“

Die letzten Worte hatte Ulmar in eigentümlicher Be- tonnung gesprochen. Er sah seine Verlobte groß und for- schend an.

Gabriele war sich erschreckt übers Haar gefahren; heiße Purpurglut hatten sich über Wangen und Schläfen er- gossen.

Keine ihrer Bewegungen war Ulmar entgangen. Sein Blick war starr geworden, er hatte die Zähne fest zu- sammengebissen, wie um furchtbaren Druck abzuwälzen, hob sich seine breite Brust.

„Was sagte er Dir?“ stieß er nach einer langen Pause endlich mühsam aus.

Gabriele hob das verschleierte Auge voll zu ihm auf, um es gleich darauf beschämt wieder zu senken.

„Er sagte, daß er Dich liebe, mehr als sich selbst, daß Du mich liebst, wie wenige verdienen geliebt zu werden.“

Ulmars war unwillkürlich zurückgeschreckt. Unverhohlenen Staunen spiegelte sich in seinen eigentümlich hart gewordenen Zügen.

„Das sagte er? — Was weiter, Gabriele? — Wirst Du es verschweigen wollen?“

„Er sagte weiter,“ hauchte das erschütterte Mädchen, „ich würde unendlich glücklich sein in Deiner Liebe...“

„Run?“

„Als Dein treues Weib!“

„Hm! — Ein guter Sohn! — Was weiter, Gabriele?“

Sie sah ängstlich zu ihm auf. Er wiederholte seine Frage.

„Ich solle an Dir hängen,“ flüsterte sie mit zitternder Stimme, „wie am Unverbrüchlichsten, womit der Himmel mich begnadet.“

Ulmars war bleich und bleicher geworden.

„Du hast Dir seine Worte gut gemerkt,“ murmelte er gepreßt. „Ich möchte mehr hören, Gabriele! — Du zögerst?“

— Es wäre kein Heil, wenn Geheimnisse zwischen uns stüben. — War das alles, was er Dir sagte, Gabriele?“

„Ja — Dein letztes Glück!“ schluchzte die Bedrängte vor sich hin. „Ich solle nie vergessen, was ich Dir edelstem der Männer vor Gott und Menschen und vor Deinem Herzen schuldig bin!“

„Vor meinem Herzen?“ schrie Ulmar fassungslos auf. „Vor meinem Herzen, Mädchen? Vor meinem, sagst Du? — Und Dein Herz? Und sein Herz? — Selten sie nichts?“

Wilde Rührung hatte ihn übermannt. Er schluchzte laut auf. „Und was sagtest Du ihm, Mädchen?“

Todtraurig blickte Gabriele zu ihrem Verlobten auf. Große Thränen rannen langsam über ihre bleichen Wangen.

„Was antwortetest Du?“ wiederholte Ulmar kaum ver- nehmlich.

„Ich will es tragen, wie — wie Gott will!“ flüsterte es mit bebenden Lippen.

„Wie Gott will!“ murmelte Ulmar wie abwesend vor sich hin. „Wie Gott will!“

Langsam, wie gebrochen, schritt er einigemal im Zim- mer auf und ab.

Zu übermächtig war es auf ihn eingestürzt. Sie beide hatten sich in ungeheurer Entfremdung ihm hinopfern wollen! Im Angesichte dieser Großherzigkeit fühlte er sich in halt- loser Beschämung wie zu Boden geschmettert. Diesem Edel- mut gegenüber wollte ihn jedes Opfer, das ihm zu thun übrig blieb, fast wie eine Entweihung dünken. Er hatte geglaubt, mit erdenklichster Großmut an jenem Giacomo Gazzola gehandelt zu haben, mit erdenklichster Großmut an dem Sohne bis auf den heutigen Tag, und er mußte sich sagen, daß alle Verpflichtungen gegen ihn, die Leonard jemals gedrückt haben mochten, weit überholt waren durch seine einzige That, die ihm zu liebe in unerhörter Selbst- verleugnung der Liebe Gabriele's Entfremdung bot.

Denn daß Gabriele seinen Sohn liebte, daran zweifelte er nicht mehr.

Eine lange Weile stand er vor dem geliebten Mädchen wie traumverloren. Ein seltsames Lächeln ver- schönte sein ernstes Antlitz.

„Sieh mich an, Gabriele,“ sprach er endlich leise, so weich und lieb, daß sie verwirrt zu ihm aufschaute.

Seine Lippen murmelten noch einiges, dann schwieg er still. Unverwandt hingen seine Blicke an ihren feucht- glänzenden Augen.

Endlich beugte er sich zu ihr hinab, küßte ihre Stirne wie etwas Heiliges und flüsterte unendlich zärtlich: „Bist ein liebes, liebes Mädchen!“

Langsam richtete er sich wieder auf, nickte leise vor sich hin, als ob er nun genug wüßte, warf ihr noch einen langen, eigentümlichen Blick zu und wandte sich zum Gehen.

Er fühlte seine Hand umflammt und von zuckenden Lippen geküßt. Dieser Gefühlsausbruch, der ihm zu sagen deuchte, daß er verstanden sei, erschütterte seine Ruhe nicht mehr.

Ein milder, überirdischer Glanz schien von seiner hohen Stirn auszugehen und in seinen strahlenden Augen zu glühen; ein mildes, seliges Lächeln thronte auf seinem Ant- litz, als er stumm und hochaufgerichtet aus dem Zimmer schritt, Gabriele unter erschauernden, unsäglich wehmütigen Empfindungen zurücklassend.

Ulmars war auf dem Heimwege niemand begegnet. Der dunkle Wald hatte jede tödliche Störung von ihm fern- gehalten.

Erst spät am andern Morgen erwachte er aus wunder- bar erfrischendem, traumlosem Schlummer.

Der alte Odebrecht, der schon einmal vergebens bei ihm gewesen, meldete ihm, daß der junge Herr sich von ihm zu verabschieden wünsche.

Alles, was der barmherzige Schlaf in einer Nacht wie mit sanften Schleiern verhängt hatte, trat durch diese kurze Meldung in scharfen Umrissen wieder vor seine Seele.

Er werde Leonard in dessen Zimmer aufsuchen, hatte er seinem Sohne ausrichten lassen. Er möge sich nur noch eine Weile gedulden.

Nachdenklich, hin und wieder träumerisch vor sich hin- lächelnd, hatte er sich angeliebt, eine lange Weile sodann, den Kopf in die Hand gestützt, wie selbstverloren in einem Sessel vor dem Bilde seines Sohnes verbracht, zu dem er unausgesetzt aufgeblickt hatte, und war dann langsam durch sein Arbeitszimmer zu Leonard hinübergeschritten.

Er fand dessen Zimmer in größter Unordnung, ihn selbst zwischen Koffern und Kisten mit Einpacken beschäftigt.

Mit wehmütigem Lächeln blickten sich die beiden Männer an.

„Scheint Dir ja bitterer Ernst mit dem Reisen, Leo- nard,“ brach Ulmar zuerst das Schweigen, nachdem er den stummen Gruß seines Sohnes ebenso stumm erwidert hatte.

„Bitterer Ernst, Vater, Du sagst es!“

Eine lange Pause trat ein.

Ulmars betrachtete den in seltsamer Hast sich Beschäftigen- den mit zärtlichem Blick. Weißeroller Friede ruhte auf seiner hohen Stirn.

„Würdest Du bleiben, wenn ich Dich bäte, Leonard?“

fragte er endlich, sich ihm vertraulich nähernd.

„Nein, Vater,“ murmelte dieser, verwirrt zu ihm auf- blickend und ihn forschend ins Auge fassend, „bitte mich nicht darum!“

Wieder trat eine lange Pause ein.

Unverwandt schaute Ulmar mit träumerischem Lächeln auf seinen Sohn hin, als ob er überlege, wie er ihn seine Nacht, die ihn mit zärtlichsten Hoffen zu bleiben zwingen werde, beglückend fühlen lassen solle.

Ein plötzlicher Entschluß schien seine Züge strahlend zu beleben.

„Was würdest Du thun, Leonard,“ fragte er langsam und wie prüfend, ohne seine innere Erregung, die seine Rede erzittern machte, verhehlen zu können, „was würdest Du thun,“ wiederholte er, tief ausatmend, „wenn ich, wie Du forderstest, Gabriele mein Wort zurückgäbe, damit Du — an meine Stelle rücktest?“

Mit ungeheurer Spannung blickte Ulmar auf seinen Sohn.

Dieser hatte zuerst bestürzt aufgesehen; erst langsam löste sich der starre Ausdruck seines Antlitzes in ein schmerz- liches Lächeln.

„Vater, laß den Kampf ruhen! Du sollst glücklich sein. Mein Entschluß steht fest.“

„Was würdest Du thun?“ wiederholte Ulmar gepreßt; „antworte!“

„Ich würde das ungeheure Opfer nicht annehmen, Vater!“

Ulmars stützte sich am Tische. Er schien zu wanken.

„Ich würde Deine Großmut bewundern, Vater,“ fuhr Leonard fort, „aber sie würde mich erdrücken.“

„Ich will nicht bewußt und absichtlich das Elend zweier Menschen, die meinem Herzen am nächsten stehen!“ stieß Ulmar rauh aus, um seine Bewegung zu verbergen.

Leonard stieg. Waren das nicht seine eigenen Worte gewesen, die er dem Manne, dem er sein Liebstes hatte rauben wollen, erbarmungslos entgegengeschleudert?

„Gabriele fühlt für Dich,“ fuhr Ulmar leise fort, „was ich als unantastbaren Besitz eigenmächtig beanspruchte. Ich hielt für Liebe, was doch nur ein unglückseliges Opfer ge- wesen wäre, was Gabriele gezwungen mir zu bringen un- fähig entschlossen war.“

„Vater!“ stöhnte Leonard erschüttert auf. „Strafe mich nicht so furchtbar. Vereut habe ich diese meine Worte, bitter bereut. Vergiß sie — um Deiner Liebe willen.“

„Gabriele liebt Dich! Gabriele ist Dein!“ flüsterte Ulmar stöhnend.



Die Ueberraschung. Gemälde von Tuschet. (S. 519.)

„Halt ein, Vater! Vergib mir die häßlichen Worte,“ flehte Leonard mit bebenden Lippen.

Ulmar konnte seine Ergriffenheit nicht länger bemeistern. Er fuhr sich über die Augen und murmelte fast unhörbar vor sich hin: „Er will mich nicht verstehen! Er will nicht! Ich muß ihn zwingen!“

Mit gesenktem Haupte wandelte er eine Weile, leise vor sich hinhinmurmend, im Zimmer auf und ab.

Leonard hatte sich auf einen Stuhl niedergelassen und verfolgte ihn mit seltsamen Blicken.

„Mach Dich fertig, Leonard!“ fuhr Ulmar mit sonderbarem Nachdruck plötzlich auf. „Du sollst mich begleiten.“

„Wohin, Vater?“

„Zur Stadt! Es sind noch viele Stunden bis zu Deiner Abreise. — Komm!“

„Ich hatte Dich bitten wollen, Vater,“ unterbrach ihn Leonard, „auf Deinem Zimmer zu verweilen bis zum Nachmittage. — Ich hatte noch eine Ueberraschung für Dich!“

„Eine Ueberraschung?“ fragte Ulmar ungläubig.

„Eine große Ueberraschung,“ lächelte Leonard eigentümlich bewegt. — „Sollst glücklich sein, Vater!“

„Ich kann nicht, Leonard,“ wich Ulmar hartnäckig aus. „Du sollst mich begleiten! Bis zum Nachmittage bin ich wieder daheim.“

Leonard blickte eine Weile sinnend zu Boden, dann sah er entschlossen auf.

„Ich bin bereit, Vater! Gehen wir! Die Ueberraschung liegt am Wege!“

„Liegt am Wege!“ wiederholte Ulmar kopsnüdend. „Gehen wir!“

Nach wenigen Minuten schritten die beiden Männer auf einsamem Waldpfade der Stadt zu.

Sie hatten es beide eigentümlich eilig gehabt mit dem Aufbruch, als wenn sie die nächste Zukunft nicht erwarten könnten.

Ein sonniger Herbsttag lachte durch die entlaubten Zweige und warf seine zitternden Lichter mit verschwenderischer Gunst den Wanderern zu Füßen.

Sie achteten dessen nicht. Schweigend, in sich versunken, ein jeder mit seinen eigenen Gedanken vollauf beschäftigt, wandelten sie stumm neben einander her.

Je näher sie dem Wälderschen Besitz kamen, desto unruhiger schienen beide zu werden.

Verstohlen blickte Ulmar hin und wieder zu seinem Sohne hinüber, wie um in seinen Zügen zu lesen, was ihn so eigentümlich bewegte.

Als Leonard der Schmiede ansichtig wurde, blieb er plötzlich stehen und legte die Hand auf des Freiherrn Arm, so daß dieser überrascht aufblickte.

„Ein schöner Platz, Vater, zwischen diesen ehrwürdigen Waldbäumen. Hier will ich Dir meine Ueberraschung beschreiben. Erwarte mich hier! Ich kehre sogleich zurück.“

Ehe Ulmar noch eine Entgegnung hatte, war sein Sohn mit raschen Schritten davongeeilt.

Unschlüssig blickte er ihm nach und begann endlich, als Leonard hinter der Schmiede verschwunden war, kopschüttelnd mit seinem Stock im Laube zu wühlen, das dichtgehäuft zu seinen Füßen lagerte.

Leonard war, von schnellem Lauf erhitzt, in die Schmiede getreten und hatte den alten Eidihoff, der, das Feuer schürend, an der Esse stand, zu sich in eine entlegene Ecke gewinkt.

Langsam und widerstrebend war der seltsame Mann der Aufforderung nachgekommen. Mit verschmühtem Auge, das grünlich unter den buschigen Brauen schillerte, blickte er Leonard fragend an.

„Habt genau acht, Eidihoff, was ich Euch sage,“ begann Leonard leise. „Wir haben keine Zeit zu verlieren. — Herr Ulmar wartet auf Euch. Er wird Euch Abbitte thun, wenn Ihr's wünscht von dem edelsten der Männer, den Ihr kennt, wie ich ihn verkannte!“

Der Alte war verblüfft zurückgewichen und blickte mit unvershämtem Staunen auf Leonard.

„Abbitte? Der?“ stieß er dann höhnisch aus und sein weißer Mund verzog sich zu gierigem Lächeln.

„So sagte ich!“ fuhr Leonard unbeirrt fort. „Ihr werdet Vernunft annehmen und einem Manne, der Jahrzehnte lang an seiner vermeintlichen Schuld furchtbar getragen, nicht länger grollen. Es wird auch Euer Schade nicht sein, Euch dem Manne zu versöhnen, dessen Großmut Euch glänzend rechtfertigen wird. Folgt mir, Eidihoff. Ich meine es gut mit Euch. Kommt!“

Leonard schritt voraus.

Als er sah, daß der Alte keine Miene machte, ihm zu folgen, kehrte er hastig um, sagte ihm unter dem Arm und setzte ihm so lange zu, bis er endlich widerstrebend mitzugehen begann.

„Sah ihn erst gestern spät!“ murzte der Alte vor sich hin, „wollte ihn — zur Rede stellen. — kommt's nicht über mich gewinnen. Schritt wie ein Heiliger, der Mann, — nicht meine Sache, das!“

Ulmar blickte erstaunt auf, als er Leonard mit dem seltsamen Alten am Arm auf sich zuschreiten sah. Er begriff nicht, was der Auftritt bedeuten sollte.

Jetzt standen die beiden vor ihm. Er fühlte sich unangenehm berührt von dem vierschrötigen, ihn scharf und eigentümlich musternenden Manne.

„Erkennst Du ihn nicht, Vater?“ fragte Leonard gespannt, „erkennst Du den Eidihoff nicht, den ehemaligen Geldbagger aus der Teufelskluft?“

Ulmar war entsetzt zurückgewichen. Mit weitaufgeris-

nen Augen starrte er auf die breite Narbe, über die Eidihoff wie von ungefähr hingefahren war.

„Allgütiger Gott!“ stammelte er erzitternd, unverwandt auf sein Gegenüber starrend, als ob er einen Geist sähe.

„Es ist nicht möglich! Sprecht, wer seid Ihr?“

Eidihoff schien eigentümlich bewegt, als er die tiefe Erschütterung sah, die seinen ehemaligen Gegner erbeben machte.

„Bin's schon, Herr Ulmar,“ stieß er rauh aus, „bin derselbe Eidihoff! Die Schmarre da bezeugt's wohl. — Ein wunderliches Wiederfinden, denk' ich!“

Ulmar hatte sich mit der Hand an den Stamm einer mächtigen Buche gestützt. Seine Brust hob und senkte sich stürmisch. Er verschlang den Alten mit großen Blicken. Zug um Zug suchte er wieder zu erkennen.

Wundersame Erinnerungen ballten sich ihm plötzlich in eine ungeheure Empfindung zusammen, die seine Brust zu zersprengen drohte, als ob sie nicht Raum hätte in seiner aufstrebenden Seele.

In unermesslichem Danke blickte er zum Himmel auf, der ihm endlich, endlich Erlösung geschickt, in unermesslichem Danke blickte er nieder auf den Mann, der trotz aller Nachforschungen seit dem Schreckenstag ohne Spur verschwunden geblieben war, den er gestorben gewähnt durch seine Hand. In unaufhaltsamem Gefühlsausbruch stürzte er auf ihn zu und preßte ihn fest an seine Brust.

Ueberwältigt wandte Leonard sich ab.

„Habt Euch, Herr!“ stotterte der Alte mit merkwürdiger Stimme. „Habt Euch vergeben, Herr! — Thränen — nicht meine Sache, Herr!“

Die unerhörte Liebeskose hatte den seltsamen Alten tief ergriffen.

Mit beiden Händen packte er jetzt des Freiherrn Hand, schüttelte sie herzlich grob und brumnte dabei: „Treffen uns noch wieder, Herr. Hätt' nicht gedacht, daß mich alten Kerl...“

Er stochte, schluckte einigemal mit sonderbarem Laute, fuhr sich mit der schwieligen Faust über die Augen und wandte sich hastig ab, als ob er sich seiner Herzensregung schäme. Leise vor sich hinhinmurmend ging er eilig seiner Wege und war bald darauf im Walde verschwunden.

Langsam drehte Ulmar sich seinem Sohne zu. Tief ergriffen streckte er ihm beide Hände entgegen.

„Danke Dir, mein Junge! Will's vergelten — so gut ich kann!“

Er legte seinen Arm um Leonards Schultern und schritt mit ihm durch den Park aufs Herrenhaus zu.

Von seliger Ahnung ergriffen, widerstrebend und doch hingerissen, erschauernd unter seiner zärtlichen Hingabe, folgte ihm Leonard.

An der Freitreppe stiegen sie auf Gabriele und ihren Vater, die Arm in Arm ihnen entgegentraten.

„Gabriele,“ rief Ulmar ungestüm, „komm her! Ich bring' Dir was! — Das ist der Rechte! Er verdient Dich! — Nimm ihn hin!“

„Vater! — Gabriele!“ jubelte Leonard auf und umschlang die Geliebte in grenzenlosem Entzücken. „Gabriele, meine süße Braut!“

Ulmar hatte sich dem verdutzt dreinschauenden Kommerzienrat genähert und ihm schnelle Worte zugeflüstert.

Tief ergriffen schaute der kleine Herr zu dem hochauferichtet vor ihm stehenden Edelmann auf, der, milde lächelnd, sein Opfer mit der Größe eines Heiligen vollendet.

Der „Kaiser von Rußland“ und das Telephon.

Erzählung

von

Friedrich Rottenbacher.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Leocadia sticht und sah von Zeit zu Zeit verstohlen nach ihrem Gatten, der unruhig auf und ab schritt. Sie waren seit vier Monaten verheiratet. Im ersten Monate lebten sie nur sich, im zweiten trieben sie außer Personenkultus noch Musik und allerlei Kurzweil, im dritten begann er sich nach und nach zu absehten.

„Hermann,“ sagte sie, wieder einmal aufblickend, „wirfst Du nicht endlich müde?“ Dabei rückte sie die Lampe zurecht.

Er holte schweigend einen Jolanten und setzte sich neben seine Frau, dann fing er emsig zu blättern an.

Leocadia blickte besorgt auf seine Stirn, die — wohl von der Gedankenwucht — jetzt sehr gefurcht war. Er hatte gleich gefunden, was er gesucht. „Die Fische legen tausende von Eiern, ein Hering über 20,000, ein Hecht über 40,000, ein Kabeljau 900,000, ein Hummer auch 20,000, und dadurch wird die Konservirung der Art gesichert.“

Sie errödete leicht und fragte: „Wirfst Du morgen darüber einen Vortrag halten?“

Allein er schien jetzt zu wissen, was ihm wünschenswert geschienen, denn er klappte das Buch zu, stand auf und sagte hastig:

„Daß ich das vergaß! Heute muß ich in den naturwissenschaftlichen Verein!“

„Hermann!“ rief sie erschreckt und stand ebenfalls auf. „Fünf Abende der Woche rauben Dich diese Vereine mir,

und nun soll ich Dich auch noch am sechsten vermissen? Das ist rücksichtslos! Schon längst hatte ich bemerkt, daß Du Dich in meiner Gesellschaft langweilst.“ Und sie begann eifertig an den Fingern abzuzählen: „Montag im Verein der Literaturfreunde, Dienstag im Historikerklub, Mittwoch im anthropologischen Verein, Donnerstag —“

Das Gedächtnis schien sie zu verlassen. Hermann geriet schon in peinliche Verlegenheit, doch plötzlich rief sie mit gelindem Entsetzen:

„Donnerstag im Verein für naturgemäße Lebensweise! Welch häßliche Erinnerung ruft dieser Verein wach! Wenn Du auch jedesmal, so oft Du aus einem Verein heimkommst, nach Bier und Tabak duftest, so war es doch an einem Donnerstage, an dem Du den Hut schief auf dem Kopfe trugst und lachtest, so nichtssagend lachtest — so lange und laut, daß mir um Deinen Verstand bange wurde — damals kamst Du aus dem Verein für naturgemäße Lebensweise!“

„Mein liebes Kind,“ sagte Hermann, „für einen Mann der Wissenschaft sind diese Vereine so notwendig — wie für den Fisch das Wasser.“

„Aber mir leuchtet nicht die Notwendigkeit der Dinge ein, die dort getrieben werden. Ist es für die Wissenschaft zum Beispiel notwendig, zu trinken wie ein alter Germane oder zu rauchen wie ein moderner Türke?“

„Mein Kind, das verstehst Du nicht. Das Rauchen und das Trinken bieten eine Menge geistiger Anregung — Versenkung in die Vergangenheit —“

„Wirklich? Rette Anregung — schauerliche Versenkung! Bedauerlicher Geist, der Bier und Tabak zur Anregung notwendig hat! Kurz und gut, ich soll auch um den Samstag kommen! — Geh nur, geh! — Wo hält dieser Verein seine Sitzung ab?“

„Beim — beim goldenen Engel!“

„Früher — ja früher, da war ich Dein goldiger Engel! Leider besitze ich nicht diese Anziehungskraft wie jener — Engel! — Geh nur! Und komm zeitlich heim!“

Leocadia war gewiß ein Muster an Sanftmut und Güte. Sie rief ihr Mädchen.

„Mein Mann verläßt soeben das Haus. Ich vergaß, ihm zu sagen — ihn zu fragen —“

„Ich bitte ihn zurück!“

„Wozu? — Sieh nur, wohin er geht, damit ich weiß, wann ich ihn zu erwarten habe. Das war's, was ich zu fragen vergaß.“

„Ich fliege!“ Und husch, war das Mädchen fort.

Die junge Frau schien etwas beunruhigt — es begannen sich Gedanken auf ihrer Stirne zu lagern wie Schatten eines nahen Unglücks. Doch sie verschleudete diese düsteren Gäste.

„Gewiß, er hat die Wahrheit gesprochen — er geht zum goldenen Engel, wo der Verein tagt! Als er von den Fischen las, da klappte er plötzlich das Buch zu —“

Sie griff mit der Hand an die Stirn, wurde blaß und wurde rot.

„Gott, hieß die Sängerin nicht Fischer, Anna Fischer, die er, wie er gestand, einmal anbetete, die er vielleicht noch anbetet: mit der er einmal dinirt, wie er gestand, mit der er vielleicht noch dinirt?“

Und die Schatten des Unglücks kamen wieder, schwärzer und drohender als früher; noch einmal wurden sie verjagt.

„Bah, wie thöricht ich bin! Er ging ja zum goldenen Engel!“

Da stand das Unglück schon in der Thür.

„Du kommst schnell! Handest ihn nicht mehr?“

„Doch, er ging so schnell, ich ihm nach — mir versagte der Atem —“ Das arme Mädchen kämpfte noch jetzt mit Atemnot.

„Und?“ fragte die Herrin gespannt.

„Doch, er ging — zum Glück für meine Lunge nicht allzu weit — zum Kaiser von Rußland.“

„Zum Kaiser von Rußland?“ hauchte die junge Frau. „So hat er mich belogen? Warum belogen?“

Das Dienstmädchen hörte mit Verwunderung und heimlichem Vergnügen diese unwillkürlichen Ausdrücke des Schmerzes, denn nun konnte es im Hause lebhafter werden.

Mit dem nahen Unglück wuchs die Thakraft der Frau. Sie wollte dem Unglück Schritt auf Schritt begegnen, Schlag auf Schlag parieren. Um sich nicht vor dem Mädchen bloßzustellen, beschäftigte sie sich scheinbar mit anderen Dingen und sagte dann:

„Apropos, kennst Du die Sängerin Fischer — Anna Fischer?“

Das Mädchen trat näher und blickte die Herrin trennherzig an. „Gewiß, gnädige Frau. Eine interessante und hübsche Erscheinung — sehr hübsche Erscheinung.“

„Hübsch?“ rief die Frau. „Du hast in diesen Dingen keinen Geschmack!“

Das Mädchen zuckte die Achseln. „Mag sein, daß die Herren in diesen Dingen mehr Geschmack haben. Die Herren jedoch sagen, daß die Fischer hübsch, sehr hübsch sei. Wenn indes gnädige Frau befehlen —“

„Ich befehle sonst nichts, als daß Du nicht vorlaut seist! — Ich wünschte zu erfahren, wo diese Dame wohnt: ich bewundere ihre Kunst. Vielleicht lade ich sie ein.“

„Auf zweimal fünf Fingernägeln,“ sagte bei sich das Mädchen und fragte unbefangen: „Wo glauben gnädige Frau, daß ich das erfahre?“

„Im letzten Stockwerke wohnt Fräulein Elot —“

„Ah, dieselbe, die ich für des Schneiders Großmutter hielt?“

„Dieselbe.“

„Sie ist ihres Zeichens — von Stimme kann bei dieser saitenlosen Brummgeige wohl nicht die Rede sein — Christin. Ah, daß ich daran nicht dachte! Ich fliege —“

„Sei vorsichtig!“

„Unbesorgt!“ sagte das Mädchen mit pfiffiger Miene und lief fort.

Die junge Frau durchmaß in höchster Aufregung das Gemach. Wie hatte sich seit Minuten ihr Gesichtsausdruck geändert!

„Die Männer sind in der Regel falsche Geschöpfe — Schlangen. Da keine Regel ohne Ausnahme sein soll, hält man den Bräutigam selbstverständlich für eine lebenswürdige Ausnahme, für einen Ausbund an Tugend, um in der Ehe zu finden, daß er von der hausbackenen Regel nicht auf die Größe einer Nadelspitze abweicht. Erbärmliches Geschlecht! Dem sollen wir unterthan sein? — Doch, warum rege ich mich auf? Diese — Fischer wohnt gewiß am Ende der Stadt.“

Da sie einen leichten Schritt vernahm, blickte sie erwartungsvoll gegen die Thür.

Nun steht das Mädchen vor der Herrin und spricht mit komischem Pathos:

„Die interessante Sängerin wohnt im Kaiser von Rußland.“

Leocadia unterdrückte einen Schrei, dann rief sie, die Hand auf die Brust pressend:

„Du lügst!“

Das Mädchen hob drei Finger in die Höhe.

„Ich schwöre!“

Die Frau sank auf einen Stuhl; ein unschönes Lächeln verzerrte die sonst so lieblichen Züge. Wie ein im Sumpfe Versinkender desto schneller sinkt, je mehr er sich abmüht, herauszukommen, so wühlte sich Leocadia schmerzklüßern in das Unglück ein. Es gab für sie kein Stillstehen mehr, sie hastete atemlos vorwärts.

„Ebenso wohnt ein Feuerwehrhauptmann —“

„Um Gottes willen,“ schrie das Mädchen, „es brennt doch nicht?“

„Sei ruhig,“ erwiderte die Unglückliche dumpf, „eben-
erzig wohnt ein Feuerwehrhauptmann, Herr Stark, in dessen Zimmer sich ein Telephon befindet.“

Das schnell auffassende Geschöpf klatschte in die Hände.

„Ein Telephon! Köstlich! O, ich errate!“ Dabei schwankte sie zwischen zwei köstlichen Dingen — einem Telephon und einer Refugiosierung.

„Wenn ich selbst,“ sagte sie schnell entschlossen, „das lebendige Telephon vorstelle, ich fliege —“

„Zum Hauptmann — keinen Zoll weiter! Mich könnte jede Minute Harrens verzehren! Ich lasse die Frau Stark ersuchen, mich das Telephon ihres Mannes eine Minute lang benützen zu lassen.“

„Ich fliege!“

„Thu's! — Herr im Himmel, was wird die nächste Minute bringen? O, er dinirt! Weiß es die Glende nicht, daß er mein Mann ist — mein Mann?“

„Herr Stark läßt gnädige Frau ersuchen, sich hinabzubemühen. Die Technik ist noch nicht so weit vorgeschritten, daß er das Telephon in der Westentasche heraufbringen könnte, so sagte er.“

„Unartige, fleghafte Menschen! Wirf mir ein Tuch um! Begleite mich!“

„Wir werden telephoniren! Das ist mir lieber, als drei Stunden lang im Trauerspiel zu weinen.“

„Herr Stark, da Sie selbst telephoniren wollen — o, ich würde es auch zuwege bringen — so bitte ich, den Portier vom Kaiser von Rußland zu fragen — ich habe meinem Manne etwas nachzusenden — ich bitte, zu fragen, ob mein Gemahl dort eingetroffen ist und — in welcher Gesellschaft er sich befindet. Ich bitte, sagen Sie nicht mein Gemahl, sondern Herr Soundso!“

Der Feuerwehrhauptmann ließ durch das Zentrale die Verbindung herstellen und sprach in den Schalltrichter:

„Herr Professor schon eingetroffen? — Ja! — In welcher Gesellschaft befindet er sich? — Habe nicht gut verstanden!“ Der Hauptmann schüttelte den Kopf, als habe er noch immer nicht gut verstanden.

„Nun?“ fragte die Frau gespannt.

„Ich kann nicht verstehen.“

„So bitte ich, noch einmal zu fragen.“

„Und ich ersuche Sie, liebe Frau, das Hörtelephon selbst an das Ohr zu halten.“

Der Hauptmann reichte der Frau ein Hörtelephon, das zweite befiel er und sprach in den Schalltrichter:

„Bitte nochmals, ich habe nicht gut verstanden!“

So hörten denn beide folgendes Drakel:

„Der Herr Professor — mit der Braut seinige — mit der Mutter von der Braut seinige — mit der Bruder von der Mutter von der Braut —“

Frau Leocadia genügte diese Verwandtschaft von der Braut ihres Gemahls vollkommen, sie mochte nicht weiter hören. Zitternd gab sie das Hörtelephon in die Hand des Feuerwehrhauptmanns.

Das Mädchen trippelte vor Ungebuld hin und her, plötzlich rief es:

„Es kam mir vor, als ob Herr Stark den König von Böhmen gerufen hätte.“

„So ist es!“ sagte dieser erwartungsvoll.

„Mein Gott,“ rief die Frau sichtlich erleichtert, „ich nannte doch den Kaiser von Rußland? Nicht so, Annetta?“

„Gewiß, gnädige Frau!“

„Pardon!“ warf der Hauptmann ein. „Soll schnell verbessert werden!“

„Ich bitte aber doch, den Namen meines Mannes auch zu nennen, Herr Stark!“

„Soll geschehen, Madame! Bitte, selbst zu hören!“

Nun tönte zurück:

„Professor Neumeister ist nicht zu sprechen; er befindet sich in geschlossener Gesellschaft auf Nummer fünfzehn und darf nicht gestört werden.“

Die junge Frau zeigte sich heiter; o, sie konnte sich schon meisterlich verstellen. „Ich bitte, zu fragen, ob diese geschlossene Gesellschaft aus dem naturwissenschaftlichen Verein besteht!“

„Der naturwissenschaftliche Verein ist im Kaiser von Rußland unbekannt!“

„Ah, ich dachte es wohl! Danke sehr für Ihre freundliche Bemühung, es ist genug.“

„Ich denke selbst, daß es genug ist,“ murmelte das Mädchen.

Die Frau hielt auf äußern Schein und Anstand, darum wollte sie nicht weiter fragen. Jedoch die Vereine schienen sie sehr zu interessieren, sie warf daher gleichgültig hin: „Mein Mann ist Mitglied so vieler Vereine, daß ich nicht sicher weiß, wo jeder tagt. Da ist zum Beispiel der Verein für naturgemäße Lebensweise, der anthropologische Verein, der —“

„Entschuldigen Sie, meine geehrte Frau, Ihr Herr Gemahl ist weder Mitglied des einen noch des andern Vereins. Ich muß das wissen, da ich zufällig Mitglied dieser beiden Vereine bin. Ihr Herr Gemahl ist im Gegenteil, wie er mir schon oft versicherte, ein Feind aller Vereine; er sagte mir das erst gestern wieder, da ich ihn zum Eintritt in den Klub der Literaturfreunde aufforderte.“

„Auch im Klub der Literaturfreunde nicht?“ Die junge Frau biß sich die Lippen blutig. „Und doch kann ich Sie versichern, Herr Stark, daß mein Mann Mitglied vieler Vereine, demnach anderer Vereine als der soeben genannten, ist.“

Das Mädchen nickte bekräftigend.

Man scherzte noch über die Verwechslung von Rußland mit Böhmen, dann empfahl sich Frau Leocadia unter überschwenglichen Dankesbegrüßungen.

Was doch das Telephon für eine vortreffliche Erfindung ist! Hier diente es zur Enttarnung eines treulosen Gatten.

Einige Minuten vor Mitternacht kehrte Hermann heim. Er sah sehr erregt und rot aus, hatte den Hut schief auf dem Kopfe und rauchte wie ein Schornstein. Er wollte leise auftreten, um keinen Lärm zu machen, stieß jedoch überall an. Nun stand er verwundert vor der noch vollständig angekleideten Gattin.

„Guten Abend, mein Engel!“ Keine Antwort.

„Was treibst Du, mein Schatz?“ Dieselbe unheimliche Stille.

„Bist Du mir böse, mein Kind?“ Ein verächtlicher Blick war die Antwort.

Nun wollte er sich schüchtern nähern. Sie rief entsetzt: „Keinen Schritt näher! Woher kommst Du?“

Er jann nach. „Vom Elefanten.“

„Warum bindest Du mir nicht geradezu einen Bären auf?“ Und mit Pathos setzte sie hinzu, indem sie in die Höhe zu wachsen schien: „Du kommst vom Kaiser von Rußland!“

Der Hut fiel ihm vom Kopfe. Er stammelte:

„Du weißt?“

„Ja, ich weiß, daß Deine Vereine im Kaiser von Rußland tagen!“

„Sie weiß alles!“ flüsterte er wie vernichtet.

„Ja, alles!“ wiederholte sie mit verächtlicher Ruhe. „Deine Heuchlermaske ist gefallen; Du wirst einsehen, daß wir uns trennen müssen.“

„Du sprichst von Scheidung?“ rief er außer sich.

„Du hast das richtige Wort gesprochen.“

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus! Wegen einer Lappalie?“

„Eine Lappalie nennt er das!“ Und die unglückliche Frau lachte krampfhaft und wand und rang die Hände.

„Du hast von Scheidung gesprochen?“ wiederholte er.

„Gut, ich verlasse das Haus, nur meine Schriften und Bücher will ich mitnehmen; dann lebe wohl, du stilles Haus!“

Er war offenbar froh, aus dem Zimmer zu kommen, denn kaum hatte er hinter sich die Thür geschlossen, so übermannte ihn ein außerordentliches Unwohlsein.

Auch Leocadia konnte die bisher mit Mühe bewahrte künstliche Fassung nicht mehr ertragen; sie brach schluchzend zusammen, und als sie der Aufregung und Mattigkeit erlag, versank sie in einen todähnlichen Schlaf.

Es war hoch am Tage, als sie erwachte. Annetta stand vor ihr und betrachtete sie forschend und mitteilend, dann überreichte sie eine Karte und sagte:

„Ein Herr wartet im Vorzimmer.“

Die junge Frau las den Namen eines mit ihrem Gemahl sehr befreundeten Herrn. Sie dachte einen Augenblick nach.

„Gut, ich will ihn sprechen.“

Sie ordnete schnell ihren Anzug und eilte hinaus.

„Gnädige Frau,“ rief der Freund ihres Gemahls, „mein Gewissen ließ mir keine Ruhe, es hieß mich Ihre Verzeihung erbitten.“

„Für was, mein Herr?“

„Daß wir Freunde Ihrem Herrn Gemahl einen Haarbeutel anzeigten. O, was werden Sie von uns denken! Wir feierten den Namenstag eines Kollegen und überschritten dem Gefeierten zu Ehren ein wenig das Maß.“

Die Frau lächelte matt. „Der Haarbeutel sei Ihnen vergeben! Wo fanden Sie ihn?“

„Den Haarbeutel, gnädige Frau?“

„Meinen Gemahl.“

„O, wo wir uns täglich treffen, im Kaiser von Rußland.“

„Ein ganz nettes Haus! Wenn ich nicht irre, wohnt auch die Primadonna unserer Oper, Fräulein Fischer, dort?“

„Hat dort gewohnt, meine Gnädige.“

„So? Und was treiben, wenn man indiscret sein darf, die Herrschaften täglich im Kaiser von Rußland?“

„Wir alten Kollegen bilden eine Tafelrunde und zehren von den Idealen der harmlosen Studentenmuse.“

„Und begießen den Altar der Erinnerung mit Gersten-
sast und räuchern mit Tabakblättern?“

„Getroffen, gnädige Frau, auf ein Haar! Allerdings vermischen wir durch einige Zeit sehr schmerzhaft Ihren Herrn Gemahl. Nun haben Sie ihn uns wieder geschenkt. Leider droht uns durch Heirat abermals ein Verlust — auf wie lange? — auf ein, zwei, drei Monate — das läßt sich nicht vorhersehen.“

„Ich glaube, die Tafelrunde tyrannisiert uns Frauen.“

„Oder arbeitet der häuslichen Tyrannei entgegen.“

Nachdem der Herr nochmals Verzeihung erbeten und erlangt hatte, verließ er die junge Frau, der noch einmal die Rosen des Lebens zu blühen schienen.

Sie seufzte erleichtert auf, dann begann sie mit Selbstvorwürfen. Hatte sie doch ihrem Mann ein schweres Unrecht zugefügt, grundlos das Wort Scheidung gesprochen und ihn bei Nacht aus dem Hause getrieben. Lag nicht die Ursache, daß er täglich zum Kaiser von Rußland ging, in ihr, da sie ihn selbstständig von allen seinen gewohnten Vergnügungen abgezogen hatte? War er nicht der Sklave, der an seinen Ketten rüttelt? O, das sollte anders, gewiß anders werden, wenn er nur erst wieder hier wäre! Vielleicht hat er einen Brief zurückgelassen? Sie ging heftig pochenden Herzens zu seiner Thür; sie war verschlossen. Warum nur?

Eben kam das Mädchen.

„Hat Dir der Herr den Schlüssel übergeben?“

„Der Herr ist noch gar nicht aus dem Hause gegangen.“

„Er ging noch gestern weg.“

„Auch gestern nicht mehr; ich hörte, wie er sich in sein Zimmer einschloß.“

Die Neugierige hatte wohl die gestrige heftige Scene belauscht. Sie blickte nun durch die Schlüssellochöffnung der Thür und stieß einen durchdringenden Schrei aus.

„Der Herr liegt auf dem Ruhebett und —“

„Und?“

„Und stirbt. Hören Sie ihn röcheln? Er hat sich vergiftet!“

Die Frau war erbläßt; sie zitterte und konnte sich nur mit Mühe aufrecht halten; dann brachte sie stotternd die Worte hervor:

„Ein Beil, schnell ein Beil! Schnell!“ und rüttelte dabei an der Thür.

Da öffnete sich diese plötzlich von innen und eine weiße Schlafhaube kam zum Vorschein, dann ein Kopf, endlich der ganze Mensch, in einen blumigen Schlafrock gehüllt, ein Mensch, der nichts von einem Selbstmörder an sich hatte.

„Hermann! Mein Hermann!“ kreischte die Frau auf und umschlang den lebendigen Schlafrock, laut auflachend. Aus dem Lachen kam sie in das Schluchzen, dann in stilles Weinen, und an seine Brust geschmiegt, flüsterte sie unter Thränen: „Du hast Dir doch nichts zu leide gethan, Hermann?“

Er wußte diesen ganzen Vorgang nicht gleich zu deuten und sah aus, als ob er soeben aus einem schweren Traum erwacht wäre.

„Wenn der Schlaf ein Leid ist, dann ja — aber — liebst Du mich wirklich so sehr, streitbare, dem Haupte Jovis entsprossene Göttin?“

„Unfassbar!“ lächelte sie und sah ihm glücklich in die Augen.

„Wärs Du auch zu einer Hekatombe bereit?“

„Gewiß, zu jedem Opfer und wär' es mein Leben!“

„Kein Menschenopfer, meine Gute, um was ich Dich bitte und was mir fürder die Gesundheit wiedergeben soll: ein Heringsalat mit Zwiebel, und ich schwöre zur Sühne beim allgewaltigen Donnerer und bei unseres Hauses Penaten, nimmer dem Zweimalgeborenen flüssige Opfer zu weihen!“

Denksprüche.

Reich werden ist ein Glück, fromm werden eine Kunst.

Wer die Scheibe der Wahrheit nicht sieht, der kann sie nicht treffen.

Don Pedros Brautsahrt.

Erzählung
von
Max Lany.

(Fortsetzung)

„Es bedarf einiger Höflichkeit, Sennora!“ sagte Don Pedro, wie um sein Thun zu entschuldigen. „Wollen Sie mir einige Fragen beantworten?“

Sein unbefangenes Benehmen hatte auch ihr einige Ruhe zurückgegeben. Auf seine Anrede nickte sie nur mit dem Kopfe.

„Ihr Name, Sennora?“ Erwartungsvoll blickte er über den Tisch zu ihr, die vollständig im Schatten saß.

Die Frage war sehr einfach, dennoch fand sie keine Antwort. Verwirrt, als hätte sie nicht verstanden, blickte sie in das männlich schöne Gesicht, das, hell vom Licht beschienen, auf sie gerichtet war.

„Ihr Name, wollen Sie mir den zuerst sagen?“ fragte er nochmals.

„Lucinde!“ sagte sie kaum hörbar.

„Lucinde,“ wiederholte er schreibend, „und wie weiter?“ Wieder eine Pause.

„Wie?“ sagte sie endlich, als ob sie sich erst besonnen.

„Wo wohnen Sie, wo ist Ihre Heimat?“

„Ich komme von Monterey,“ suchte sie von neuem auszuweichen.

Der Examinator hatte Mitleid mit ihrer Verwirrung, deren Grund er in der wenig beneidenswerten Lage der Armen suchen zu müssen vermeinte. Geduldig, mit gutem Lächeln fuhr er fort:

„Ganz recht, von Monterey, wohnt dort auch Ihre Familie?“

„Nein — ich —“

„Nun?“

„Mein Vater wohnt in San Louis Potosi.“

Erstaunt blickte der Offizier auf.

„In Potosi — so kennen Sie dort vielleicht einen Sennor Laredo?“

Es war gut, daß der Schreibende die Züge Lucindes nicht genau unterscheiden konnte, denn im Aufsehen fiel ihm das Licht voll in die Augen; er mußte sonst bemerken, wie die Nennung dieses Namens von neuem heftige Bestürzung auf ihr Antlitz malte. Erst als sie sah, daß der Offizier ruhig seine Notizen machte, schüttelte sie die Beängstigung von sich und nahm sich vor, dem Kommenden die Stirn zu bieten. Das zuvorkommende Benehmen Don Pedros hatte sie auch längst überzeugt, daß er durchaus kein blutdürstiger



Ein Kostümfest in England. (S. 526.)

Bandenführer war; auch war sie Eva's Tochter genug, um trotz der sie bedrohenden Gefahr zu bemerken, daß ihre Erscheinung auf das Benehmen ihres Gegenübers einen gewissen Einfluß ausübte. So gelang es ihr, mit ziemlicher Unbefangenheit auf seine Frage zu antworten:

„Ja wohl, Sennor, ich kenne die Familie. Die Tochter des Hauses ist meine Freundin.“

Letztere Bemerkung schien wieder dem Offizier nicht ganz erwartet zu kommen. Der Mann des Krieges geriet in Verlegenheit und zerstreut blickte er auf seine Schreiberei. Endlich richtete er sich empor und das Gespräch wieder auf das Geschäftliche leitend, fragte er:

„Von wem bekamen Sie den Zettel, Sennora? Ich muß annehmen, daß Sie den Inhalt des Schreibens kannten und sich wohl bewußt waren, welche Folgen für Sie aus der Botschaft entstehen konnten. Und nun noch die Unvorsichtigkeit, solche Centrebände am gefährlichsten Platz zu verlieren!“

„Ich habe das Papier nicht verloren, Sennor,“ beteuerte die Dame, „es muß mir entfallen worden sein, ohne daß ich es bemerkte; es war fest in eine Falte meines Kleides eingeklebt.“

Don Pedro konnte ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken bei dieser Art der Verteidigung.

„Ich will gern glauben, Sennora, daß Sie an dem Verlust des Papiers unschuldig sind; dem Sergeantmajor traue ich alle mögliche Schusterei zu, obgleich er von seinem Standpunkt aus vielleicht nicht ganz unrecht hatte, aber darum handelt es sich nicht. Ihre Schuld liegt eben in dem Ausführen der Botschaft — von wem wurden Sie beauftragt?“

Sollte sie wirklich alles eingestehen und sich so eine unausbleibliche Verurteilung auf den Hals ziehen? Vielleicht ließ sich der Mann erweichen, er konnte ja unmöglich der Dame gegenüber hart und rücksichtslos verfahren. Mit

dem Blicke des unschuldigsten Kindes in den schönen Augen, die von den langen seidenglänzenden Wimpern halb verschleiert wurden, sah sie bittend auf und fragte mit zagen-der Stimme:

„Muß ich das wirklich alles beantworten? Ich wende mich an die Ritterlichkeit des Mexikaners, Sennor; helfen Sie einem unglücklichen Mädchen, das ohne Ihre Hilfe vielleicht verloren ist!“

Ihre Augen füllten sich mit Thränen. Mit dem Ausdruck der tiefsten Hilflosigkeit blickte sie flehend auf ihren Inquisitor.

Don Pedro wurde die Sache immer unbehaglicher. Er sollte und mußte den unerbittlichen Militär spielen, der eine Spionin ertappt, und wäre ihr doch am liebsten zu Füßen gesunken, um Verzeihung zu erbitten für die Peinigung, die ihre Seele erlitt. Der kühne Reiteroffizier, der im Gefecht nicht mit der Wimper zuckte, wenn aus dem Pulverdampf

der verderbliche Feuerstrahl ausblühte, hier schlug er die Augen nieder vor dem sanften, bittenden Blick der gefangenen Feindin. Wie sollte das enden? Das heiße Blut des Mexikaners machte auch seine Wirkung geltend. Im Angesicht der berückenden Schönheit schmolz die Strenge fordernde Stimme seines militärischen Gewissens. Ihr Schluchzen warf glühende Tropfen in sein leicht erregbares Gemüt, der Kavaliere erwachte, der der Bedrängten zu Hilfe eilt.

„Sennora,“ begann er mit vor Erregung bebendem Ton, „Ihre Lage ist schlimmer, als Sie sich vorstellen; den gefangenen Randschaffter trifft der Tod, wie kann ich in

meiner Stellung da Hilfe bringen? Haben Sie denn niemand, der Ihnen beispringen kann?“

Die Wucht seiner Worte schmetterte sie nieder. Stöhnend sank sie zurück.

„O heilige Mutter,“ stammelte sie, „hilft mir denn niemand; soll ich so elend untergehen?“

Finster wie die Nacht, die Lippen blutig nagend, starrte er auf die Unglückliche. Er erhob sich und trat auf sie zu.

„Sennora,“ sagte er leise, um von einem etwaigen Lauscher an der Thür nicht gehört zu werden, „vielleicht könnten einflussreiche Freunde in des Kaisers Nähe Ihrem

Schicksal eine andere Wendung geben; aber die Zeit drängt; wenn mein Kommandeur befehlt, so — wir haben keinen Boten, der schnell genug wäre; die Indianer in Ihrer Begleitung sind entflohen.“

„Entflohen? Nicht gefangen?“

Ein Hoffnungsstrahl schien ihr ins Herz zu leuchten.

„O, dann ist Hoffnung, sie werden —“

Plötzlich brach sie ab, sie stand ja eine Gefangene vor dem Sieger. Ein scheuer Blick streifte ihn.

„Sie glauben, daß die Indianer zurückkehren?“

„Vielleicht, wenn —“ Sie zögerte, fortzufahren.

Aus unserer humoristischen Mappe.

Originalzeichnungen.



Kammerdiener bei V. A.: Na, aber Kollege, wenn Sie wirklich Ihren ganzen Lohn und alle Trinkgelder und Geschenke gleich hier auf das Sporttaschenbuch einzahlen, wovon bestreiten Sie dann den großen Aufwand, den Sie täglich außer Hause machen?

Kammerdiener bei V.: Na, ganz einfach, von die vielen Auslagen, die ich immer für meinen Herrn machen muß.



Klavervirtuose (bei einer Soirée, annonciert laut): Symphonie in D-dur von B.

Gastgeber (heimlich zu seiner Frau): Du — laß nur gleich scroteln, der spielt schon drauf an.



Fräulein Rahrich: Es ist eigen, Frau Schulze — wie oft habe ich Ihren Sohn mit seiner Braut gesehen — aber man sieht ihn fast gar nie mit ihr sprechen!

Frau Schulze: Mein Fräulein, das verstehen Sie nicht — wahre Liebe ist kumm!



„Was, um alles in der Welt, macht ihr denn da, Kinder?“

„O, wir schmieren der Schildkröte nur die Gelenke, Mama. Das arme Ding froh so fleiß.“



Ein Student kommt mit ein paar frischen Schmissen nach Haus — seine jüngste Schwester ruft entsetzt aus: „Aber, Karl, wer hat Dich denn so zertrübt? Das hat wohl der Vater gethan, von dem Du uns immer schreiest!“



„O, Sie, hören's auf mit die faulen Wit!“

„O, Sie, wenn i aufhör', fang'n Sie an.“

„Freiwillig werden sie nicht zurückkommen!“

„Ein Ruf von mir nur und sie sind da!“

„Welcher Ruf?“

„Werden Sie mein Geständnis nicht mißbrauchen, Sennor?“

In den Worten lag ein so kindliches, hingebendes Vertrauen, daß er sich ganz vergaß.

„Sennora, wenn ich Ihnen helfen könnte, mein Wort als Caballero —“

„O Sennor, wenn Sie wollten, die Indianer würden mich zurückführen!“ — In ihrer plötzlich erwachten Hoffnung sprang sie auf und rief so laut, daß man es draußen gehört haben mußte.

Illustr. Welt. XXXIV. 22.

Don Pedro trat einen Schritt zurück.

„Sennora, ich bin Offizier im Dienste Kaiser Maximilians!“

Enttäuscht ließ sie die erhobenen Hände sinken. Mit umflortem Auge starrte sie auf den Fußboden. Er neigte sich zu ihr nieder, daß sein heißes Antlitz fast ihr lockiges Haar berührte. Mit leiser Stimme fuhr er fort:

„Ich bin aber auch Mexikaner und weiß, was ich einer Dame schuldig bin. Betrachten Sie mich nicht als Kerkermeister und sagen Sie mir, wie ich die Indianer rufen kann!“

„Auf das Wort ‚Yavapai‘ werden sie sich zeigen; es ist der Name ihres Stammes, den hier niemand kennt!“

„Wenn es Nacht wird, will ich sehen, ob Ihr Zauber-

wort wirkt,“ sagte er leise und setzte dann mit erhobener Stimme hinzu, um in der Halle gehört zu werden: „Ich kann über Ihr Schicksal nicht bestimmen, das steht nur meinem Kommandanten zu. A dios!“ Eine tiefe Verbeugung und er schritt hinaus.

In eifriger Pflichterfüllung revidierte er die ausgestellten Wachposten auf dem Dach des Hauses und im Hof unter dem Fenster, hinter dem die Gefangene saß. Innere Unruhe trieb ihn bald hier, bald dorthin. Wohl zehnmal spähte er die Straße hinunter, ob schon jemand aus dem Hauptquartier zurückkäme, obgleich er sich gestehen mußte, daß dies bei der bedeutenden Entfernung bis dahin eigentlich nicht gut anzunehmen sei. Indessen schritt der Tag fort.

88

Die Sonne senkte sich in feuriger Glut und tauchte die Spitzen der Sierra Madre in goldglänzende Farben. Der dicht bewaldete untere Teil des Gebirges lag schon in tiefem Schatten, der sich schnell verbreitete, bis ringsum die Landschaft in Nacht versank und das funkelnde Sternenmeer am Himmelsgewölbe aufzog. Eine erfrischende Brise wehte vom fernen Meeresstrande herüber, rauschte leise in den tiefstehenden Wäldern und flüsterte im üppigen Grase der Savanne, die sich sanft nach Osten zu abneigte. Die weiche Luft kühlte auch die heiße Stirn des jungen Offiziers, den quälende innere Unruhe rastlos die Veranda auf und nieder trieb. Bis heute hatte er seinen Posten im verlassenem Kloster nur als einen Ruhepunkt in dem bewegten Kriegesleben empfunden und durch süßes Nichtstun ausgefüllt. Nach Art des echten Abenteurers, der allem und jedem die beste Seite abzugewinnen weiß, hatte er sich nur wenig um die Zukunft gekümmert und nur selten einmal nahm er sich die Mühe, seinem Vater, der als Staatsrat in des Kaisers Nähe weilte, Nachricht von seinem Wohlergehen zu senden. So hatte er es auch schon früher vor seiner militärischen Laufbahn gehalten. In den westlichen Enden und den Indianergebieten herumstreifend, ließen ihn die politischen Ereignisse in der Hauptstadt völlig unberührt. Vergeblich drängte sein Vater zur Heimkehr und wandte schließlich ein Mittel an, das einen jungen, lebenslustigen Mann wenigstens durch Reizung herbeizieht. Er schrieb ihm, daß ein reicher Minenbesitzer in San Louis Potosi ein Töchterlein habe, das an Schönheit und Geist alle anderen Mitbürgerinnen der Stadt weit in Schatten stelle. Ihr Vater, ein alter Jugendfreund, sei auch gar nicht abgeneigt, die freundschaftlichen Bande durch eine Verbindung der jungen Dame mit ihm, seinem Sohne, noch fester zu knüpfen. Dieser Versuch, den Herumtreiber endlich an ein festes Heim zu fesseln, hätte auch vielleicht Erfolg gehabt, wenn nur Don Pedro nicht gerade augenblicklich Vorbereitungen traf, mit einem ihm befreundeten Comanchestamm in die Savannen zur Büffeljagd zu ziehen, und seine Entfernung außerdem ein schwarzäugiges Indianermädchen gar zu sehr betrübt hätte. So antwortete er auf den wohlgemeinten väterlichen Vorschlag ausweichend und erst nach etwa sechs Monaten, als er der roten Gesellschaft überdrüssig geworden, machte er sich auf die Heimkehr. Unterdessen hatte sich aber vieles im Lande geändert. Kaiser Maximilian hatte dem Einflusse seiner fremden Ratgeber und militärischen Thronstufen nachgegeben und strenge Maßregeln ergriffen, die nicht enden wollenden Aufstände und Unruhen mit Gewalt zu unterdrücken. Hierbei geriet er aber mit einem großen Teil seiner einheimischen Anhänger in Konflikt, die sich schließlich offen für die Republikaner erklärten. Unter ihnen befand sich Don Patios' Freund, der Minenbesitzer Laredo. Er hatte noch einen alten Grund, mit der kaiserlichen Regierung zu brechen. Unter den europäischen Hilfstruppen befanden sich allzu zahlreiche Elemente, die die Expedition nur als einen Raubzug gegen die Reichthümer Mexikos betrachteten und wenig darnach fragten, ob sie gelegentlich des Freundes oder Feindes Vermögen „einzogen“. So hatte auch eine aus Belgiern bestehende Freischär in einem Werke Laredos, das sie zeitweise besetzte, eine große Partie Silberbarren als gute Beute mitgehen lassen, und alle Bemühungen, das Gestohlene wieder zu erlangen, blieben selbst vom alten Patio beim Kaiser in eigener Person unterstützt, ohne Erfolg, denn die guten Freunde Maximilians standen nicht so stramm unter seiner kaiserlichen Macht, daß sein Wille immer durchgedrungen wäre. Nur zum kleinsten Teil kam er wieder zu seinem Eigentum. Dergleichen Geschehnisse, die nur zu sehr dem alten mexikanischen Schlandrian glichen, ließen die neue kaiserliche Aera nicht als so wünschenswert und vorteilhaft erscheinen, um die vielen Mißstände zu verdecken, die das eigentümliche Verhältnis des mexikanischen mit dem französischen Kaiserthron mit sich brachte. Erbittert lehrte Laredo der Hauptstadt und der dort noch glänzenden kaiserlichen Sonne den Rücken und wandte sich den Feinden der Regierung zu, um dort Vergeltung für das ihm angehangene Unrecht zu suchen. So mußte Don Pedro seine Heiratsprojekte vorläufig aufgeben, denn Laredo war mit seinen Kindern von Potosi weggezogen; auch hielt es der alte Patio in seiner Würde als Staatsrat für angemessener, den Verkehr mit seinem revolutionären Freunde so lange ruhen zu lassen, bis ein politischer Umschwung die Parteien im Lande unter einander versöhnt hätte. Dieses ruhig zu Hause abzuwarten, lag aber nicht in Pedros Sinne. Weniger aus Begeisterung für die kaiserliche Sache als der ihm eigenen Abenteuerlust folgend, trat er in die Armee, aber nicht in die neu gebildete Kaisergarde, wo man die Söhne des Adels mit offenen Armen empfing, sondern in das wildeste Corps der ganzen militärischen Macht. Dort befand er sich in seinem Element. Mit den Centre-Guerrillas bald nach Norden, bald nach Süden zu streichen, mit den Indianern als Führer die unbekannten, oft kaum zugänglichen Wildnisse durchstöbern, hatte er sein gewohntes Leben wieder aufgenommen und befand sich äußerst wohl dabei. Noch gestern hätte er es sich nicht träumen lassen, daß ein junges Mädchen, das ihm der Krieg als Gefangene in die Hände gespielt, seinem Denken und Fühlen mit einemmale eine ganz andere Richtung geben sollte. Aus dem vagabundierenden Reitermann, der die Blumen des Lebens nur pflückte, wo sie ihm, bequem zu erfassen, am Wege entgegen lächelten, war ein Mann voll heißer Leidenschaft geworden, dem die schöne Feindin den Kopf total verdreht. Hinter jenen Mauern sah sie, er war ihr Kerkermeister, bis ihr

Los, das nur das schlimmste werden konnte, entschieden war, entschieden von seinem Kommandeur, dessen Eisenherz wenig nach Schönheit und Jugend fragte, wenn es militärischen Interessen galt, wie in diesem Falle. Wenn ein neuer Tag anbrach, mußte das Urteil Dupains eintreffen. Wie es lautete, darüber konnte kein Zweifel bestehen, und Don Pedro war dann auch noch auszuweichen, es zu vollführen. Dieser eine Gedanke schon drohte ihn wahnsinnig zu machen. Er sollte dieses herrliche Wesen zerstören, dem er am liebsten zu Füßen gesunken wäre, um ihre Liebe zu erleben! Die tollsten Gedanken jagten ihm durchs Gehirn, Gedanken, die mit seiner soldatischen Pflicht in heftigster Fehde lagen. Der sanfte, um Hilfe flehende Blick des Mädchens, der ihm noch immer vorzuschwebte, er umnebelte seine Sinne, daß er nur an die zauberische Erscheinung dachte, und sein Gewissen, die Ehre als Offizier im Dienste des Kaisers kaum noch eine leise Stimme zu erheben wagten.

Wie war sie zu retten? Diese Frage hatte er sich schon zum hundertstenmale vorgelegt und immer noch keine befriedigende Antwort erhalten. Sollte er bei Dupain um Gnade für die Dame bitten? Im günstigsten Falle würde er ausgelacht und die Exekution einer willigeren Hand übertragen. Sollte er mit ihr fliehen zu den Republikanern? Dann konnte er vielleicht darauf rechnen, daß er aus Dankbarkeit für die Rettung der Dame unbehelligt davonziehen konnte, als ein Geächteter, ein Deserteur, verflucht von seinem Vater, dessen Sohn den Eid gebrochen, den er dem Kaiser geschworen. Mit ihr fliehen über die Grenze, nach Texas, sie zu seinem Weibe machen? Ja, wenn er ihrer Gegenliebe sicher wäre; aber was hätte wohl im jetzigen Augenblick eine zusage Antwort für Wert. Ihr Leben zu retten, würde sie wohl seine Hilfe nicht zurückweisen; aber später? Und gerade diese Ungewissheit, dieser Zweifel überlieferte alle anderen Bedenken; wie von Furien gejagt, wandte er sich plötzlich dem Ausgang der Veranda nach der Straßenseite zu.

Da sprang, durch seine Bewegung aufgeschreckt, aus dem dichten Gebüsch, das zwischen den mächtigen Fledernstämmen des Vorbaues emporwucherte, eine Gestalt auf und schoß in langen Schritten über die Straße, um im hohen Grase zu verschwinden. Don Pedro riß einen Revolver aus dem Gürtel, im nächsten Moment stand er ebenfalls am jenseitigen Rande der Straße. Auf der Savanne war nichts zu sehen, das volle Mondlicht goß einen silbernen Schimmer über die duftige Fläche, auf der es wolgte und webte wie auf einem See. — In kurzer Entfernung stieg ein dunkler Nachvogel auf und strebte krächzend den finsternen Wäldern in der Ferne zu. — Jetzt fielen dem Laufenden die beiden Indianer ein.

„Yavapai!“ rief er mit halb unterdrückter Stimme. Nichts rührte sich. Noch einmal rief er etwas lauter und mit langsamer Betonung jeder einzelnen Silbe. Da tauchte zehn Schritte vor ihm eine Gestalt auf. Dunkel und regungslos wie eine Bronzestatue stand der alte Indianer vor ihm, ein blühendes Messer warfbar bereit zwischen den Fingerspitzen der erhobenen Rechten. Don Pedro wußte aus langer Gewohnheit mit den Leuten umzugehen. Langsam senkte er den Revolver und die andere Hand geöffnet dem Manne entgegenstreckend, schritt er bedächtig und furchtlos auf ihn zu. „Ich bin ein Freund des roten Mannes, ich weiß, er ist gekommen, die Sennora zu retten!“ sagte er in der Sprache der Comanches.

Der Wilde bestätigte dies nicht; er stand noch immer regungslos mit erhobener Waffe.

Wenn ich Dein Feind wäre, hättest Du schon ein Loch in Deiner roten Haut,“ fuhr der Mexikaner fort; „komm, ich habe mit dem weißen Häuptling zu reden!“

„Du bist der Häuptling der roten Arme, warum hältst Du die weiße Blume gefangen?“

In der Frage lag ein gut Teil naiver Wahrheit. Don Pedro wurde ärgerlich.

„Mein roter Bruder schwört wie ein altes Weib. — Sollen wir hier stehen bleiben, wo der Mond auf uns sieht?“

„Laß die weiße Blume zu uns, ich und mein Knabe werden sie hinwegführen!“

„Das geht nicht, mein Häuptling würde mich töten lassen.“

Dem Indianer schien das einzuleuchten. Er ließ die Klinge sinken und folgte dem Offizier, der wieder der Veranda zuschritt. Als er sich auf der Korbant im tiefen Schatten niederlegte, lehnte der Indianer an einen Strebebeiler, der so nahe an dem die Veranda umfassenden Gebüsch stand, daß er darin jeden Augenblick verschwinden konnte.

Schweigend drehte Don Pedro eine Cigarette und gab sie seinem Nachbar, der eilig darnach griff. Eine zweite zündete er für sich selbst an und gab dem Wilden Feuer. Behaglich sog dieser den wohlriechenden Dampf ein und setzte sich nun sorglos auf den Fußboden — der Friede war bekräftigt. Unter tiefem Schweigen thaten sie einige lange Züge; zwei glühende Punkte durchleuchteten auf Augenblicke die Finsternis.

„Mein roter Bruder hat die Sennora hergeführt,“ begann der Offizier mit halblauter Stimme, „wo kamt ihr her?“

„Von der Stadt am Berge!“ (Monterrey.)

„Wer sandte euch auf den Weg?“

„Mein weißer Bruder fragt viel!“

Don Pedro wurde ungeduldig.

„Natürlich muß ich vieles wissen, um zu sehen, ob ich der Sennora helfen darf!“

„Hat mein weißer Bruder eine gespaltene Zunge?“

„Die Sennora beauftragte mich, Dich zu rufen, also bin ich ihr Freund!“

„Der junge Häuptling spricht alte Weisheit — er möge fragen!“

„Also noch einmal, wer schickte euch?“

„Der Vater der weißen Blume!“

„Er ist ein Häuptling mit vielen Kriegern?“

„Ein Häuptling im Räte der Männer, aber ohne Waffen, ohne Krieger!“

Don Pedro schwieg, in tiefe Gedanken versunken. Der Wilde widmete sich mit größtem Gleichmut dem Reste seiner Cigarette, die schließlich ganz zwischen den Lippen verschwand, um als Kautabak noch weiter ausgenüßt zu werden.

„Die Gefangene wird nicht zurückkehren zu ihrem Vater. Der Häuptling mit dem weißen Barte (Dupain) wird sie töten lassen!“ — Don Pedro suchte bei diesen Worten die Finsternis zu durchdringen, um den Eindruck seiner Worte zu beobachten.

Der Yavapai machte mit der Hand ein Zeichen in der Geberdensprache der Indianer, das seinen Unglauben zu erkennen gab.

„Trug die weiße Blume Waffen gegen Deine Krieger?“ fragte er.

„Nein, aber sie trug große Medizin (Zaubermittel), um uns zu schaden!“

Der Indianer antwortete wieder nur durch eine Pantomime.

„Es ist doch so, wenn Du es auch nicht verstehst,“ sagte Don Pedro.

Die scharfen Augen des Wilden durchdrangen die Nacht und hefteten sich an Pedros Antlitz.

„Was wird mein weißer Bruder thun? Wird er die Augen schließen, wenn ich hineingehe, die weiße Blume hinwegzuführen?“

„Das würde wenig helfen,“ entgegnete der Offizier mit kurzem Lachen. „Es sind viele Augen geöffnet, die auf die Wohnung der Gefangenen sehen. Erwarte mich hier!“ gebot er dann dem Alten und ging ins Haus zurück.

Die Mannschaft der Wache lag, Cigaretten rauchend, auf den mit Leder bespannten Bänken. Nur einer ging, den Karabiner im Arm, vor dem Zimmer Lucindes langsam auf und nieder.

Don Pedro ging bis an die Hofthür. Auf einen Pfiff von ihm näherte sich ein Soldat, der vor dem Fenster der Gefangenen Posten stand. Don Pedro sah durch die Spalten des Fensterlades noch Licht schimmern.

Gleichzeitig kam ein Korporal heran, der die Ronde machte.

„Sind die Wachen auf dem Dach aufgestellt?“

„Alles in Ordnung, Sennor!“

„Schöne Ordnung,“ dachte der Offizier bei sich, „wenn die Posten die Annäherung des Indianers nicht bemerkt haben.“

Aber er rügte die Unachtsamkeit diesmal nicht, sondern bemerkte nur:

„Sorgen Sie, daß niemand draußen herumschwärmt!“

„Zu Befehl, Sennor!“

Dann ging er zurück in die Halle und klopfte an Lucindes Thür. Auf ihren Ruf trat er ein. Die Gefangene sah ihm mit fast gleichgültigem, todesmatten Blick entgegen.

„Sennora,“ sagte er leise, „der alte Indianer ist gekommen!“

Ein halbunterdrückter Freudenschrei entfuhr ihr.

„Darf ich ihn sehen?“

Don Pedro zuckte stumm die Achseln.

„Nicht möglich, meine Leute haben Augen!“

Entnützt ließ sie den Kopf sinken. Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich den bleichen Lippen.

„Haben Sie keine Botschaft für ihn, die er Ihrem Vater ausrichten könnte?“

„Meinem Vater — kennen Sie ihn?“ fragte sie erschrocken.

„Nein,“ entgegnete er, „der Indianer sagte nur, daß Ihr Vater Sie abgehandelt!“

„Mein Vater? — O nein, er nicht; wäre er in Monterey gewesen, er hätte nicht zugegeben, daß ich — was soll ich ihm nun sagen lassen? — Weiß ich doch selbst nicht, was mir bestimmt ist. — Sollte ich sterben müssen,“ fuhr sie mit thränen-erfüllter Stimme fort, „so soll der Indianer ihm meine letzten Grüße bringen, er wird mir meinen Wahnwitz verzeihen und für sein unglückliches Kind beten.“

Don Pedros Herz wallte in heißer Leidenschaft auf. Die verübende Schönheit bebend unter dem für die Jugend schrecklichsten Gedanken vor sich stehen zu sehen, zu sehen, wie sie wankte und schwer auf den Stuhl sank und händerringend in das flackernde Licht starrte; es wurde zu viel für seinen schon halb verwirrten Geist. Er sank vor ihr auf die Kniee und ihre kleine, heiße Hand erfassend, die sie ihm willenlos überließ, stieß er abgedroht, in der Aufregung fast ersticke Worte hervor.

„Nicht diese Verzweiflung, nicht diese Thränen, Sennora, sie bohren sich wie glühender Stahl in meine Brust! Bei so viel Jugend, so viel Schönheit stehen uns noch tausend Wege offen — Sie werden leben, niemand soll Ihnen ein Haar krümmen, so lange ich lebe. Ein Wort von Ihrem Mund und ich — ich durchbohre mit eigener Hand den, der Sie zu berühren wagt!“

Es war ein langer, trauriger Blick, der aus den umflorten Augen Lucindes sein wild erregtes Antlitz traf.

„Ich danke Ihnen, Sennor,“ sagte sie wehmützig, „danke Ihnen tausendmal für Ihre Ritterlichkeit, um so mehr als — aber es nützt nichts, Sie würden sich mit opfern — was sollte Ihr Vater wohl machen —“

„Wie, kennen Sie meinen Vater?“ fuhr er jetzt erstaunt auf und richtete sich in die Höhe.

Sie schüttelte den Kopf.

„Nein, ich kenne ihn nicht, habe ihn niemals gesehen, aber gleichviel, bin ich auch verloren, mein Dank bleibt dem Caballero.“

„Der Caballero gibt Ihnen sein Ehrenwort, daß Sie nicht verloren sind, daß er Sie zur Freiheit führen wird aus den Klauen jenes blutdürstigen Greises, der sich meinen Kommandeur nennt!“

Sein Gesicht nahm, je länger er sprach, einen so fest entschlossenen, ja harten Ausdruck an, daß Lucinde wohl einsah, wie ernst es ihm war.

„So meinen Sie wirklich, ich dürfte hoffen?“ fragte sie zagend und blickte ihn mit glänzenden Augen so kindlich vertrauensvoll an, daß er alle seine Selbstbeherrschung zu Hilfe nehmen mußte, um das reizende Mädchen nicht an seine Brust zu reißen.

Seine Bewegung bemerkend, entgegnete er mit möglichster Ruhe:

„Ich werde dem Indianer einen Ort bezeichnen, wo er Sie morgen finden wird, indessen lassen Sie niemand merken, was ich Ihnen versprochen.“

Lucinde nickte nur. Aber für den Blick, der ihn umfaßte, hätte er tausendmal sein Leben hingegeben. Sie wollte sprechen, aber ehe sie nur ein Wort über die Lippen brachte, hatte er sich plötzlich abgewandt und das Zimmer verlassen. Die zusammengefallenen Hände auf den Knien, sah sie eine Weile in tiefem Nachdenken; dann glitt sie nieder auf den Fußboden und erhob ihr übervolles Herz betend zur Gottheit, die allein Kraft und Klarheit in ihre niedergebeugte Seele bringen konnte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Kostümfest in England.

(Bild S. 524.)

Ein Kostümfest, wie es vor einiger Zeit der Stuttgarter Kunstgewerbeverein in großartigem Maßstabe organisiert, wurde unlängst von Mitgliedern der Kirchengemeinde zu New-Castle zu Gunsten der dortigen Allerheiligenkirche veranstaltet. Die prächtigen Räume der St. Georgshalle waren in ein japanisches Dorf umgewandelt worden; zu beiden Längsseiten des großen Saales reichte sich Bude an Bude, in welchen mandelartige Japanerinnen die herrlichen Erzeugnisse ihrer heimatischen Kunstgewerbe: Thonwaren, Emailen, Lack- und Eisenarbeiten und so weiter feilboten. In der Mitte der Halle stand ein Kiosk von wunderbarer Feinheit, in dem Blumen, Früchte und Cigarren verkauft wurden, während vor demselben, überschattet von einem riesigen Sonnenschirm, eine japanische Musikbande ihre originellen Weisen ertönen ließ. An dem einen Ende des Saales erhob sich ein Tempel, dessen Priesterinnen Erfrischungen darreichten, das andere Ende zierte ein Theegarten, geschmückt mit prächtigen Exemplaren der Theestauden; hinter diesen beiden befanden sich zwei Theater, deren jedes Raum für zweihundertfünfzig Personen bot. Je alle halbstunden fanden Produktionen von Akrobaten, Jongleuren, Schlangenbeschwörern und Musikanten statt, wobei das Vögelpublikum gleichfalls in japanischem Kostüm erschien. Das Ganze bot ein ebenso belehrendes wie unterhaltendes Spiegelbild japanischen Lebens, dessen Wiedergabe gewiß auch für unsere Leser nicht ohne Interesse sein wird.



Aus dem Reiche der Erfindungen.

Von

Arthur Gerson.

(Alle Rechte vorbehalten.)

V.

„Meister Dobrowsky, für Sie ist heute auch etwas Hochheines bei mir eingetroffen!“ rief Hirschstein nach einem benachbarten Tisch herüber, an dem der Angeredete, ein ehrlicher Schlossermeister, Platz genommen hatte. „Kommen Sie nur ja recht bald einmal zu mir! Vogensseilen, wie wir beide sie noch nicht gesehen haben!“ setzte er etwas leiser hinzu.

„Was sind denn das, Vogensseilen?“ fragte Müller.

„Sägeblätter, mit denen man Eisen und andere Metalle sägt oder, wenn man will, feilt, Sägen, an denen bisher wenig Segen war, sowohl für den Arbeiter wie auch demzufolge für uns arme Verkäufer. Waren die Dinger weich, so beanspruchte das Schneiden mehr Zeit als zum Arbeiten blieb, waren sie aber hart, so sprangen sie bei dem geringfügigsten Anlaß entzwei. Heute habe ich nun sogenannte „Diamantabbläser“ von der Firma W. H. Hartmann & Comp. in Fulda bekommen, bei denen sich nur die guten Eigenschaften der erwähnten Sägenarten vorfinden. Das Blatt selbst ist ganz weich und schmieglig, seine Zähne sind jedoch von einer bisher ungenannten Härte. Ich habe, nachdem ich ein solches Blatt in den Bogen einer Handsäge eingeprannt hatte, in eine alte Regenrinne einen ziemlich tiefen Schlitz gesägt und hiernach keine Veränderung an den Zähnen wahrnehmen können. Ich sage Ihnen, diese Sägeblätter sind eine wahre Wohltat für viele Arbeiter der Metallwarenbranche.“

„Das will ich Ihnen gern glauben,“ entgegnete Müller, „ab-

gleich mir die vorliegende Materie ganz unbekannt ist, aber ich habe gestern Abend erst an meinem neuen Opernglashalter wahrnehmen können, welche Annehmlichkeiten anscheinend ganz gerinnfähige Vorrichtungen darzubieten vermögen. Wie Sie wissen, bin ich sehr kurzichtig und deshalb im Theater mehr als andere auf mein Opernglas angewiesen.“

„Besonders bei Balletten!“ warf Schroth ein. Müller fuhr aber, ohne sich stören zu lassen, fort: „Nichts ist nun ermüdender, als das andauernde Halten des Opernglases, wie jeder bestätigen wird, der, wie auch ich bisher, mit seinen Armen die erforderlichen Stützen zu bilden hatte. In dieser Funktion sind besagte Extremitäten bei mir nun von jetzt an durch ein nettes kleines Instrument in zufriedenstellender Weise abgelöst, durch den schon erwähnten Opernglashalter. Letzterer, ein Fabrikat des bekannten Guggenauer Eisenwerkes, ist nichts anderes, als ein elegant gearbeitetes, teleskopartig auseinanderziehbares Rohr, dessen unteres Ende man mit dem bequem auf den Schoß gestützten Händen festhält, während eine das obere Ende bildende Klemme das Opernglas trägt.“

„Morgen müssen Sie mich einmal besuchen,“ wandte sich Blessing an Hirschstein, „ich habe schon wieder eine neue Kaffeemaschine probiert, „Moccamaßchine“ nennt sie sich und ist, wenn ich nicht irre, ein Erzeugnis von Hölterhoff & Comp. in Marienburg-Köln. Das Schöne an dieser Maschine ist, daß man nur so viel Kaffeemehl mittels Dampf auslaugt, als zu ver gewünscht und durch eine besondere Vorrichtung genau einzustellenden Tassenzahl gerade erforderlich ist. Außerdem werden Sie bei mir ein hübsches Tisch- und Pflanzenglas von Gebrüder Nagel in Lindenberg-Leipzig finden. Dasselbe ist mit einer großen Glasglocke überzogen, unter der sich stets stark mit Feuchtigkeit gesättigte und auf das Wachstum der eingeschlossenen Pflanzen einen geradezu wunderbaren Einfluß ausübende Luft befindet. — Aber was ist denn das nur für ein Geklapper auf unserem Tisch?“ unterbrach er sich.

„Hier wird Regel gespielt,“ belehrte der Wirt, der sich eben, ein frischgefülltes Glas in der Hand, dem Stammtisch zugewandt hatte. „Sie glauben, ich scherze, weil Sie jedenfalls den neuen „Regelmwürfel“ noch nicht kennen, von dem ich übrigens ein zweites Exemplar in meiner Tasche haben muß. Sehen Sie, hier ist es! Ein Würfel wie alle anderen, nur daß seine acht Ecken zu dreieckigen Flächen abgestumpft sind. Auf den vierseitigen Würfelflächen sind die Würfe 1 bis 6 Regel durch ebensoviele Augen, auf den dreieckigen Flächen die Würfe 8 und 9 und die Punkteverzeichnung.“

„Ja, das ist meiner Ansicht nach,“ verlegte Blessing, „doch ein recht mangelhafter Ersatz für das Regelschieben, denn abgesehen von der gesunden Körperbewegung bei letzterem fehlt der Reiz, den das Erzielen der selteneren Würfe darbietet.“

„Doch nicht ganz,“ denn der Würfel wird eher aus einer der großen vierseitigen, als aus einer der dreieckigen Ecken liegen bleiben, so daß auch hier etwas Abkühlung in Bezug auf die größere und geringere Schwierigkeit der Spielaufgabe dargeboten wird. Ich dachte übrigens, Sie würden das Neue, das auch ich Ihnen einmal präsentieren kann, besser würdigen. Nun, vielleicht gefällt Ihnen mein neues Sicherheitsportemonnaie von Pfeiffer & Ziegler in Berlin besser. Wenn Sie dieses Portemonnaie hier ohne Anwendung von Gewalt öffnen, gebe ich dem Tische die große Stammtanne voll Münzger.“

„Geben Sie das Portemonnaie her!“ rief Blessing lebhaft. „Topp, es gilt, ich hatte natürlich eine Kanne dagegen.“

Unter größter Teilnahme und zahllosen wohlgemeinten Ratsschlügen der ganzen Tafelrunde begannen nun die in solchen Dingen geübten Finger Blessings an allen irgendwie hantierbaren Teilen des Portemonnaies zu drücken, zu zerren und zu schieben. Aber umsonst! Nachdem diese Versuche keinerlei Erfolg herbeiführten und langweilig zu werden begannen, erklärte sich Blessing endlich für besiegt und gab das Portemonnaie zurück.

„Nun geben Sie einmal, bitte, alle gut acht, wenn ich jetzt das Portemonnaie öffne und wieder schließe,“ sagte der Wirt. Unter gespanntester Aufmerksamkeit aller Anwesenden erfolgte er auch, und zwar ziemlich langsam, das Öffnen und das Schließen und fragte dann: „Wer unternimmt es jetzt, das Portemonnaie zu öffnen? Es gilt aber wieder eine Kanne!“

Diesmal wurde Hirschstein Kanneopfer und nach einer weiteren Öffnung des Portemonnaies durch seinen Besitzer auch noch Schroth. Nun ließ der dreifache Sieger aber genug sein des grausamen Spiels und erklärte den ebenso einfachen wie sinnreichen Mechanismus des Geheimverchlusses, denn, meinte er, die Anwesenden würden doch ihn nicht beschließen — alles vernichte sich, jedoch hatten sie ohne Zweifel wohl in einer halben Stunde das ganze große Geheimnis des Verchlusses vergessen. Der Mann mochte bei letzterer Vermutung wohl die insofern auf den Tisch gestellten mächtigen Kannen voll des edlen Stoffes mit in Betracht gezogen haben.

Monatlicher Gartencalender.

Mai. (Schluß.)

Obstgärten. Den noch mehr oder weniger bedeckten Spalierbäumen nehme man die Dede ganz weg, säubere die Abatten, stecke sie leicht um und lorge dafür, daß die Wurzeln nicht verlegt werden. An Pfirsichspalierbäumen breche man die unnützen oder an der Rückseite stehenden Äste aus. Wenn die Pfirsichbäume, sowie die Aprikospalierbäume verblüht haben, wähle man einen schönen warmen Morgen aus und spritze sie mit einer Handspritze stark ab, damit die abgefallenen Blüthenblätter und Insekten von den jungen Trieben und Früchten abgewaschen werden. Den Pfirsichbäumen darf man nicht zu viele Triebe lassen und man schneide an Stellen, wo sich viele Früchte befinden, so viel vorjähriges Holz weg, als man, ohne der Form des Baumes zu schaden, entfernen kann; es dürfen jedoch nur Seitentriebe und diese nicht ganz, sondern nur bis auf ein Auge weggeschnitten werden. Auf diese Art erhält man junges Holz an Stellen, welche sonst oft ganz nackt werden würden. Sobald die Spalierbäume getrieben haben, müssen sie mehrmals sorgfältig durchgesehen und von Insekten und Raupen gereinigt werden. Die jungen arten Triebe der Pfirsiche werden oft stark von Blattläusen befallen und wenn diese nicht alsbald energig entfernt werden, so leiden die Bäume sehr. Die Vertilgung der Blattläuse geschieht mittels Tabakslauge, die man, mit etwas Wasser verdünnt, auf die Blätter spritzt. Man darf aber nicht vergessen, die Bäume nach Verlauf von zehn bis zwölf Stunden mit reinem Wasser abzuspritzen. Ein weiteres Vertilgungsmittel ist ein Gemisch von persischem Insekten-

pulver und Schwefelblüte in gleichen Teilen; man bespritzt die Blätter vorher gut mit Wasser und bestreue dann den ganzen Baum, namentlich die Rückseite der Blätter, mittels der Puderquaste oder des Blasebalgs ziemlich stark damit. Zwei bis drei Tage darauf spritzt man die Bäume mit reinem Wasser wieder gut ab. An Bäumen, wo die Früchte der Aprikosen sehr dicht bei einander stehen, breche man die kleinsten davon heraus. Jungen, noch nicht ausgewachsenen Pfirsich- und Aprikosenbäumen, welche schon viele Früchte angelegt haben, nehme man etwa ein Drittel davon; sind die Bäume hingegen kräftlich, so müssen alle Früchte entfernt werden. Auch die zu dicht stehenden Blüten von Birnen, Kirschen oder Pyramidenbäumen breche man aus, namentlich von solchen, die in nicht ganz gesunder Beschaffenheit sind. Auch die zu dicht angelegten Früchte der Kernobstbäume sind zu verdünnen und zwar je nach Stärke und Gesundheit der Bäume mehr oder weniger. Es ist besser weniger, aber gut ausgebildete, als viel und schlechte Früchte zu erlangen. Bei umgepflanzten Bäumen entferne man nicht alle Rebentriebe und Wäckerhosen, damit der Krone mehr Saft zugeführt wird. Zu vertilgen sind hingegen alle Triebe, welche unter der Veredlungsstelle zum Vorschein kommen. Der im Spätherbst um die Bäume gelegte Dünger ist wegzuschaffen, der Rückstand davon unterzubaden; im übrigen ist in diesem Monat von jeder Düngung mit festem Dünger Abstand zu nehmen. Sind die Äste in der zweiten Hälfte des Monats April nicht angeheftet worden, so hat dies jetzt zu geschehen. Es ist jetzt auch die höchste Zeit zum Spaltstropfen und Kopulieren der Kernobstbäume. Bei denjenigen Bäumen, welche im Februar kopuliert wurden, muß der Verband gelockert werden; hat man hingegen Kopulirbänder von mit Baumwachs bestrichenem Papier dazu verwendet, was am besten ist, so ist eine Lockerung derselben unnötig. Im vorigen Jahre veredelte junge Stämme verpfehe man mit Pfählen oder Stäben, damit die Keiler nicht abgebrochen werden. Alle vor kurzer Zeit erst gepflanzten Sträucher, Bäume, Ableger, Stecklinge, Samenbeete müssen bei trockener Witterung gut durchgegossen werden. Die blühenden Beerensträucher sind stark zu gießen und es ist ihnen von Zeit zu Zeit ein Düngerguß zu geben, damit die Früchte recht groß und schön werden; bei den Himbeeren behält man bei jedem Stod nur zwei Kurzelausläufer als Fruchtholz fürs nächste Jahr bei und zwar die erst erscheinenden und stärksten; alle übrigen werden dicht über der Erde abgeschnitten. Achtzig bis hundert Centimeter, vom Boden aus nach oben gerechnet, entferne man alle aus den Blattknospen erscheinenden Triebe. Bei den als Kronenbäumen gezogenen Johannis- und Stachelbeeren ist aller Wurzelanschlag und jeder an Stämmen und unpassender Stelle erscheinende Trieb zu unterdrücken. Will man recht große Stachelbeeren haben, so lasse man auf jedem Zweig nur eine und zwar die vollkommenste Frucht stehen und breche die anderen aus. Stiele Reinhaltung des Obstgartens ist zu empfehlen.



Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Der Mann ohne Feinde.

Als Kardog, Herzog von Valencia, auf seinem Totenbette lag, stand der Erzbischof von Granada neben seinem Lager, bemüht, den Sterbenden für den Himmel vorzubereiten.

„Denken Sie,“ sagte er, „auch an Ihre Feinde! Verzeihen Sie ihnen, auf daß Gott auch Ihnen Ihre Schuld verzeihe.“

„Ich habe keine Feinde,“ erwiderte der Sterbende.

„Aber Excellenz, wenn man eine Stellung bekleidet hat, wie die Ihre —“

„Ich sage Ihnen, daß ich keine habe.“

„Aber vielleicht doch — es wäre doch möglich —“

„Ich habe keine.“

„Aber Excellenz —“

Ungeduldig geworden, richtete Kardog nun mit lechter Kraft sich noch einmal auf und wendete sich gegen den Erzbischof.

„Ich habe keine,“ sagte ich Ihnen, ich habe sie alle erschienen lassen!“

Nie verlegen.

Jäger: „Da behaupteten Sie immer, Ihre alte Flinte wäre schief, und jetzt, da sie eine neue haben, treffen Sie wieder nichts.“
Sonntagsjäger: „Ja, nun laufen die Hasen aber schief.“

König Ludwig XV. von Frankreich fühlte sich ein sehr unwohl, weigerte sich aber, die von seinem Leibarzt verordnete Medizin zu nehmen.

„Majestät,“ rief dieser ärgerlich, „ich befehle es!“

Starr vor Erstaunen sah der König ihn an.

„Was unterstehen Sie sich,“ rief er, „wie können Sie es wagen, mir befehlen zu wollen?“

„Ich befehle,“ sagte der Leibarzt ruhig, „damit Eure Majestät uns noch länger beschlen mögen.“

Und ohne noch ein Wort zu sagen, nahm der König die Arznei.

Moses Mendelssohn war bekanntlich zuerst Hauslehrer und dann Buchhalter bei dem reichen Seidenfabrikanten Bernhard. Als dieser starb, nahm dessen Witwe den Philosophen als Compagnon für ihr Geschäft an. Eines Tages, als Mendelssohn mit seinem Freund Lessing über die Straße ging, hörten die Freunde, wie zwei Damen von Mendelssohn sprachen.

„Sehen Sie, lieber Mendelssohn,“ sagte Lessing scherzend, „Sie haben mit Ihrer Literatur selbst bei den Damen Glück.“

„O nein,“ replizierte Mendelssohn bescheiden, „die Damen unterhalten sich über die neuen Musterproben, welche ich soeben erschickt habe.“

